

Martin Kuupa

**Yalims Erbe**

- Die Auserwählten -

(Band 1)

Besuchen Sie Martin Kuupa im Internet:

[www.mkuupa.de](http://www.mkuupa.de)

Martin Schmarsel

Hollandstraße 15

80805 München

[kontakt@mkuupa.de](mailto:kontakt@mkuupa.de)

## **Yalims Erbe – Die Auserwählten**

1.Auflage

Copyright © Martin Schmarsel - 2021

Gesamtgestaltung, Illustration (Weltkarte): Martin Kuupa,

[www.mkuupa.de](http://www.mkuupa.de) (Instagram: mkuupa)

Kapitelzierden, Schriftzug (Yalims Erbe): saje design,

[www.saje-design.de](http://www.saje-design.de)

Lektorat & Korrektorat: Martin Kuupa

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Autors  
wiedergegeben werden.

ISBN (Print): 978-3-96966-858-0

ISBN (E-Book): 9783754603338

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

MARTIN KUUPA

YALIMS  
ERBE  
DIE  
AUSERWÄHLTEN

FANTASY



Koday var Phelees' cahvey Fhoovar sojhavo \*\*\*\*\* Yalima



Bekara Küste

Hfero  
Kregu

Feuerberge  
von Kasklav

Wald der  
Guanak than

Die Berg  
Düngefeld  
Artal

Telsan

Aalsahir

Peler

See des  
merm. Magiarordens

Aurov

# Thosaran



Sumpfe  
Bragans

Kelderen

Jabesh

Befieri  
Halbinsel

Jewakan

Awenar

Scorba

Luraga-Plateau

Tarulac

Wald der Dämonen

Lektan

Inian

Pereas

Dejoha-Wüste

Jehanta-Berge

Tormora

wah-Küste



## VORWORT

Bevor ich die ersten Zeilen von *Yalims Erbe* geschrieben habe, muss ich an dieser Stelle zugeben, dass es kein Buch war, das mich dazu inspiriert hat, sondern ein Fantasyfilm, der mich damals sehr bewegt hat. Nachdem ich mit Büchern nichts am Hut hatte, nahm ich mir vor, selbst einen Film zu erschaffen, der beim Zuschauern Emotionen weckt. Also fing ich an, ein Drehbuch mit dem Namen »Die Krieger der Elemente« zu schreiben. Da ich mich damals mit Prüfungen und meinem beruflichen Werdegang beschäftigen musste, verstaubten die Zeilen auf der Festplatte.

Erst Jahre später stieß ich zufällig wieder auf die vergessene Textdatei und war immer noch von der Idee angetan. Deshalb habe ich den Text in Buchform gebracht. Da die Resonanz auf »Wattpad« sehr positiv war, entschied ich mich dazu, es einem Verlag anzubieten - was letztlich auch geklappt hat. Leider war dieses Kapitel schnell vorüber, da der Verlag nur wenige Tage nach meiner Veröffentlichung aufgelöst wurde.

Diesen Rückschlag musste ich erst einmal verdauen, da die jahrelange harte Arbeit letztlich umsonst war.

Dank der ersten Lesern damals, die mich danach weiter motiviert haben, entschied ich mich dazu, einen Neustart zu wagen und habe *Yalims Welt* nochmals einen neuen Anstrich verpasst. Lass dich in ihren Bann ziehen.

Achja: Ausdrücke wie Magiari, Soldatari, Bewohnerri, usw. sind übrigens keine Fehler, sondern absichtlich so gewählt. Aufgrund der aktuellen Genderdebatte habe ich mich dazu entschlossen, die Sprache der Tholaranari geschlechtergerecht zu gestalten.

## INHALTSWARNUNG

Dieses Buch enthält Szenen, die bei manchen Menschen **negative Gefühle** auslösen können. Eine Auflistung der Themen sind hier zu finden:



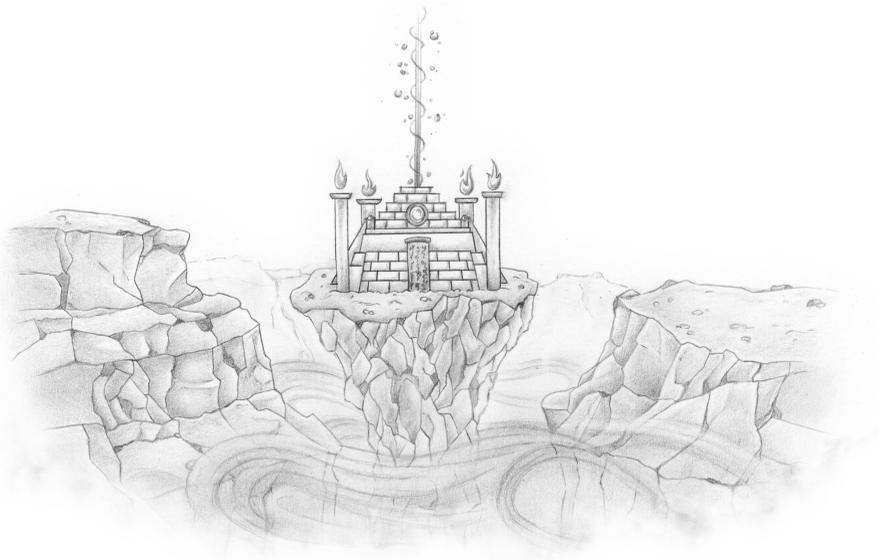
SCAN ME

<https://www.mkuupa.de/Inhaltswarnung>

## INHALT

Prolog	11
Die Angst in ihren Augen	13
Das Handwerk der Magiari	18
Königlicher Nachwuchs	25
Auf der Suche nach Antworten	40
Die Lichtung	51
Eine große Aufgabe	62
Die Gestalt im Schatten	78
Kreaturen der Nacht	85
Der See des Magiariordens	90
Alte Bekannte	104
Wunden der Vergangenheit	114
Der Namenlose	126
Hinter der Fassade	134
Im Kopf des Feindes	141
Der Gronier	153
Tränen um einen alten Freund	163
Eine grausame Erkenntnis	169
Die Hinrichtung	176
Eine merkwürdige Erinnerung	186
Hohe Erwartungen	191
Getrennte Wege	198
Ein rätselhafter Aufstieg	203
Die Kammer der Geister	210
Mit leeren Händen	217
Kein freundlicher Empfang	233
Ein neuer Versuch	243

Erste Zusammenkunft	253
Die Reise nach Heron	261
Auf feindlichem Gebiet	271
Ein Dorf voller Vagabundari	286
Die Arena	291
Klirrende Kälte	303
Verborgene Kräfte	312
Die fehlenden Artefakte	322
Ein schwerer Abschied	333
Das Feuer in der Dunkelheit	338
Die Königstochter	344
Die heilige Schriftrolle	359
Der Stein im Eis	374
Eine seltsame Begegnung	388
Vorerst in Sicherheit	404
Eine unangenehme Wahrheit	410
Der Wald der Dieberi	420
Der Tempel der Elemente	435
Die Prüfung	449
Ein verräterischer Beobachter	460
Die Brutstätten der heiligen Drachari	475
Die Wächterin des Runensteins	492
Die schwarze Manschette	505
Eine kleine Genugtuung	517
Eine letzte Prüfung	523
GLOSSAR	534
DANKSAGUNG	538
ÜBER DEN AUTOR	541



## Prolog

---

*E*s war endlich vollbracht. Nach abertausenden Versuchen gelang es den mächtigen Elementari, eine neue Welt zu erschaffen, die sich von allen bisherigen abheben würde: Pheleos.

Ihr ganzer Stolz war der riesige Kontinent Tholaran, auf dem sich die atemberaubenden Farben der Natur über die Ländereien erstreckten. Umgeben von gewaltigen Meeren, war das Land übersät mit grünen Wiesen, dichten Wäldern und massiven Gebirgsketten, durch deren Kluften sich tosende Flüsse ihren Weg in die Täler bahnten. Hier sollten die Menschen in Frieden leben und durch die Magiari der Orden vor düsteren Einflüssen behütet werden - so hatten es

die Elementari vorgesehen. Tief unter der Erde, fernab der malerischen Idylle, schufen sie dafür einen Ort, an den jene verbannt wurden, die imstande waren, das friedliche Zusammenleben zu bedrohen. Böse Mächte und dunkle Seelen sollten, auf ewig gefangen in der Unterwelt, für ihre Gräueltaten auf Pheleos büßen.

Obwohl es lange Zeit so schien, als sei dies ein Ort ohne Wiederkehr, gelang es eines Tages, einem dieser böartigen Dämori zu fliehen und Tod und Verderben über das Land zu bringen. In einer erbitterten Schlacht schafften es die mächtigsten Magiari Tholarans, das finstere Wesen zu besiegen und zurück in die Unterwelt zu verbannen.

Schließlich mussten sich die Elementari eingestehen, dass auch Pheleos nicht vollkommen war. Um ihre Welt vor einem erneuten Aufbäumen der Dämori zu bewahren, schlossen sie mit den Magiariorden des Kontinents ein geheimes Bündnis, dessen Macht selbst ihre eigene übersteigen würde, sollte es jemals benötigt werden.

Dieses Wissen barg jedoch neue Gefahren. Einer der Magiari war so von der unglaublichen Macht des Bündnisses besessen, dass das Verlangen in ihm, allein über alles Leben Pheleos' zu herrschen, schier unerträglich wurde. Er hinterging die Magiari der Orden und verbündete sich mit den Dämori der Unterwelt. Durch diesen Pakt gelangte erneut eine dunkle Macht an die Oberfläche und dieses Mal war sie fest entschlossen, das zu beenden, was die Magiari kurz zuvor verhindert hatten ...



## Die Angst in ihren Augen

*Z*erstörerisch wütet das Feuer in der Dunkelheit. Die Schreie werden lauter. Ich starre wie versteinert auf die grellen Flammen. Dann wandert mein Blick nach unten zu meinen Händen. Sie sind völlig normal - keine Brandwunden, kein Blut, nichts. Bin das wirklich ich gewesen? Von der Seite schält sich meine Mutter aus dem dichten Nebel. Sie wirkt panisch. Ihre Augen tränen und sie zittert am ganzen Körper. Ihre Hand presst sie schlotternd an den Mund, ehe sich ihr Blick von dem Unglück löst und mich fixiert. Sie erstarrt. Ich kann die Furcht in ihren geweiteten Pupillen erkennen. Mein Herzschlag setzt für einen Moment aus, als mir klar wird: Diese Angst gilt nicht der Dunkelheit oder der Bedrohung, die ich abgewendet habe - sie gilt mir, ihrem eigenen Sohn. Der Mut und die Stärke, die ich bis

eben noch verspürt habe, verschwinden und weichen einem aufkeimenden Schauer, der mir eine Gänsehaut über den Rücken jagt. Was habe ich getan? Wo ist sie hergekommen, diese Kraft?

»Ophan, Taluna!«, schreit meine Mutter so voller Panik, dass mein Herzschlag aussetzt. »Brurok, Afalla! Nein!«

Noch ehe ich fragen kann, warum sie die Namen unserer Nachbari ruft, trifft es mich wie ein Blitz: Die vermeintlichen Feindari, die in Flammen stehen und sich vor Schmerzen auf dem Boden wälzen, sind keine Bedrohung gewesen. Es ist die Familie aus Artal, die in der Holzhütte nebenan wohnt. Mit den Kindern habe ich erst vor ein paar Tagen gespielt. Unfähig, mich zu bewegen, beginnt mein Verstand zu begreifen, was ich soeben getan habe.

»Tu doch was!«, fleht Mama hilflos, aber mein Mut hat mich verlassen. Ich weiß nicht, was ich tun kann.

Unsere Freundari schreien um Hilfe und versuchen sich, mit feuchtem Schlamm vom Waldboden zu löschen. Trotzdem werden die Flammen nicht kleiner. Ich höre Talunas Stimme. Sie sieht mich an und weint. Warum kann ich ihr und ihrer Familie nicht helfen? Der Schock lähmt meine Glieder.

»Steh nicht einfach so rum!«, schreit Mutter noch einmal und zerteilt mit ihrem Messer einen dünnen Ast.

Immer wieder versucht sie, damit das tobende Feuer auszuklopfen. Ein dumpfes Gefühl legt sich wie eine Decke über die zunehmende Panik und hindert mich sogar daran, zu weinen. Mama nimmt ihren Mantel und schlägt ihn auf die brennenden Körper. Mit jedem Schlag zucke ich zusammen. Todesangst hat sich in Talunas sonst so strahlende

Augen, die mich inzwischen leblos anstarren, gefressen.

Nach einer Weile bemerke ich, dass es leise geworden ist. Die Schreie sind verstummt. Nur noch das Feuer züngelt vor sich hin. Dann wird es mir bewusst: Ich habe sie getötet. Dabei wollten sie uns doch retten.

Mutter kniet vor einem der leblosen Körper und weint. Sie hebt ihren Kopf und fokussiert mit Tränen überströmtem Gesicht meine Augen. So hat sie mich noch nie angesehen. Ängstlich und zugleich verachtend.

»Was bist du?«, wispert sie mit brüchiger Stimme.

Ich bin versteinert vor Schreck. Zudem weiß ich die Antwort nicht. Erst als sie das zweite Mal noch lauter ruft, reißt es mich aus der Starre.

»I... Ic... Ich wollte doch nur helfen«, stottere ich.

Sie schlägt mit der Hand auf den matschigen Boden und gräbt ihre Finger in den Morast. Dann schaut sie wieder auf und schüttelt den Kopf. »Du hast sie getötet!«, flüstert sie und scheint ebenfalls erst jetzt zu begreifen, was geschehen ist. »Ich hatte dem alten Mann gesagt, dass du nicht hierhergehörst und nie einer von uns sein würdest.«

»Hallo? Brurok, Afalla?!«, schallt plötzlich eine Stimme aus dem Wald.

Was soll ich tun? Noch einmal blicke ich in das angst-erfüllte Gesicht meiner Mutter. Dann sehe ich die vier leblosen Körper, die von der Glut zerfressen und zu Asche geworden sind. Was werden die anderen sagen? Nein, ich will es nicht wissen! Es ist das Beste, ich verschwinde von hier. Niemand wird verstehen, was passiert ist. Ich verstehe es ja selbst nicht. Eine seltsame Schwere legt sich auf meine Brust. Endlich kommen mir die Tränen.

»Ist da jemand? Ramira?«, ertönt die tiefe Männerstimme, die sich abermals nach meiner Mutter erkundigt.

»Es tut mir leid. Ich wollte das nicht«, flüstere ich zum Abschied und weiß, dass es kein Zurück mehr gibt. Ich drehe ihr den Rücken zu und laufe tiefer in den dunklen Wald hinein. Weit weg von allen, denen ich wehtun kann, oder die mir jetzt wehtun wollen. Meine Mutter versucht nicht einmal, mich aufzuhalten.

Es ist so finster, dass ich nicht sehen kann, wohin ich laufe. Aber es ist mir egal, Hauptsache weg. Irgendwohin, wo mich niemand finden kann. Allmählich spüre ich, dass der Boden fester wird und der Nebel sich lichtet. Ein harter Schlag gegen meinen Knöchel bringt mich zu Fall. Ich versuche, den Schmerz zu unterdrücken und wische mir den Dreck aus dem Gesicht. Der Ast, der zugepackt hat, ragt mir schadenfroh entgegen. Schnell rapple ich mich wieder auf und humple weiter.

Endlich habe ich den Wald hinter mir gelassen und kann den Mond sehen. Er hat seine Sichel in eine der schwarzen Wolken am Himmel gebohrt, um nicht herunterzufallen. Die feuchte Wiese schimmert in seinem Licht und lotst mich einen Hügel hinauf. Das Gras weicht Steinen und Geröll, der Hang wird immer steiler. Ich versuche auf allen vieren hinaufzukrabbeln. Ein Vorsprung noch, dann kann ich mich ein wenig ausruhen. Ich grabe die Finger in das Gestein und ziehe mich nach oben.

Geschafft.

Mein Herz rast und es dauert eine ganze Weile, bis ich wieder ruhig atmen kann. Noch einmal lasse ich meinen Blick entlang der dichten Nebeldecke wandern, die sich

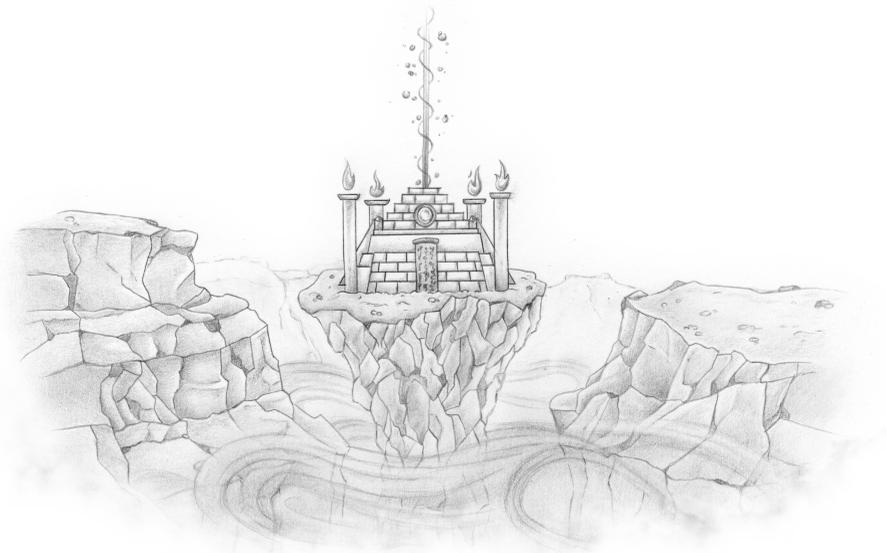
hinter mir über den Sümpfen erstreckt. Hoffentlich haben sie meine Mutter gefunden und mit nach Hause genommen. Mir schießen Tränen in die Augen. Werde ich sie jemals wiedersehen? Will sie das überhaupt noch, nachdem, was dort unten geschehen ist?

Der Mond taucht wieder gänzlich zwischen den Wolken auf, als würde er mir etwas sagen wollen; und tatsächlich, er wirft sein Licht an die Felswand hinter mir, auf eine kleine Höhle in dem Gestein. Ich stehe auf und zucke zusammen. Der Schmerz fährt mir in den Knöchel und zwingt mich, ein paar Schritte lang zu humpeln.

»Hallo?«, rufe ich in den dunklen Hohlraum hinter dem Spalt und stütze meine Hände an der rauen Oberfläche ab. Der Stein ist noch warm vom Sonnenlicht, das die Sümpfe dort unten nur selten erreicht.

Nichts tut sich. Ich bin zu erschöpft, um mir Sorgen zu machen. Hier draußen bin ich völlig allein. Lange werde ich ohne Hilfe sowieso nicht überleben.

Mit letzter Kraft schleppe ich mich durch das Loch. Weit komme ich nicht. Es wird schlagartig kälter und es gibt nichts, womit ich die Kälte abhalten könnte. Ich bin ihr ausgeliefert und kauere mich weinend auf dem steinigen Boden zusammen. Meine Kleider sind vom Schweiß und dem feuchten Nebel vollkommen durchnässt. Mein Körper gehorcht mir nicht mehr und beginnt zu zittern. Doch dann übermannt mich die Müdigkeit und lässt mir gar nicht die Zeit, mir darüber bewusst zu werden, dass dies nicht meine letzte Nacht sein wird, die ich in völliger Einsamkeit verbringen werde.



## Das Handwerk der Magiari

---

Der Älteste des mormorischen Magiariordens, Merindor klappte das dicke Buch auf seinem Schoß zu und strich mit der Handfläche über den rauen Einband. Yora musste niesen, als sie den feinen Staub, der durch die stickige Luft tanzte, einatmete.

»Gesundheit«, lächelte der grau gewordene Magier und legte den Wälzer zur Seite auf einen klapprigen Holztisch.

Schon den halben Nachmittag verbrachte er damit, den beiden heranwachsenden Adeptari Yora und Philian die Tugenden des Ordens und den Umgang mit der Magie zu lehren. Inzwischen waren die Kerzen beinahe vollständig abgebrannt und leiteten das Ende des heutigen Unterrichts ein.

»Und Ihr wisst wirklich nicht, wie viele Gronieri in Mor-

mora leben?«, wollte Philian wissen.

Der rundliche Zauberlehrling mit dem braunen strubbeligen Schopf kippelte auf dem Hocker hin und her und blickte Merindor erwartungsvoll an. Auch Yora, die mit ihrer hellen Haut und den weißen Haaren wie ein Glühwürmchen in der düsteren Hütte leuchtete, machte große Augen.

Der Älteste lachte und wurde schlagartig ernst. »Denkst du etwa, dass ich euch anlüge?«

Sofort wich dem Jungen die Farbe aus dem Gesicht. Die Adeptin traute sich ebenfalls keinen Mucks mehr zu machen und linste verstohlen zu ihrem Freund.

Merindor gluckste und winkte ab. »Ihr solltet euch jetzt mal sehen.« Obwohl er selbst die Gutmütigkeit in Person war, hatte er ab und an Freude daran, den großen Respekt der jungen Magiari, ihm gegenüber, für seine Späße auszunutzen.

Die Gesichter seiner Schüleri hellten sich wieder auf, auch wenn der kurze Schock augenscheinlich noch ein wenig nachwirkte.

»Die Frage ist doch ...«, er wandte sich Yora zu. »... hast du aufgepasst, was Gronieri sind?«

Die Adeptin biss sich auf die Lippe und nickte ihm selbstsicher zu. »Ja«, erwiderte sie und grinste. »Das sind Magiari, die keines Ordens würdig sind.«

»Und warum?«, hakte Merindor nach.

»Weil sie sich der Goh ... Gosch ...«

»Ja?« Der Älteste hob eine Braue.

»Weil sie sich der Ghonarasch-Magie bedient haben oder ihre Seelen böse sind«, half Philian seiner Freundin auf die Sprünge.

Merindor schmunzelte. »Das lasse ich gelten.«

Der Adept reckte triumphierend das Kinn in die Höhe und zog Yora an den Haaren, worauf er sich einen Tritt gegen das Schienbein einfieng.

»Au«, zischte er und rieb sich die Stelle, die sie mit voller Wucht getroffen hatte.

»Es ist ihnen nicht möglich, die Kammer der Geister zu betreten, ohne den Zorn der Wächteri auf sich zu ziehen.« Jetzt grinste das Mädchen bis über beide Ohren.

»Stimmt nicht!« Philian streckte ihr die Zunge raus.

Merindor hatte Freude daran, dass die Adeptari etwas Leben in seine sonst so einsame Hütte brachten. Er schmunzelte und hob die Hand. »Yora hat nicht gänzlich unrecht.«

»Hähä!«, machte die Magierin und wandte sich dem Ältesten zu. »Warum habe ich nicht *ganz* recht?«

Merindor lugte zu Philian hinüber. Der ließ sich nicht zweimal bitten und begann, das Gelernte wiederzugeben: »Die Wächteri würden den Gronieri schon vernichten, sobald er den heiligen Boden am Fuße der Berge betritt.«

Yora stieß ein genervtes Schnauben aus, ehe der Älteste wieder das Zepter übernahm. »Und warum ist es von allergrößter Wichtigkeit, dass es niemals einem Gronieri gelingt, die Kammer der Geister zu betreten?« Sein Blick verharrte auf Yora.

Sie zögerte und versuchte, unauffällig nach einem offenen Buch zu spähen. Dabei kaute sie unentschlossen auf der Lippe herum.

»Das weißt du, da bin ich mir sicher«, ermutigte Merindor sie.

»Weil dort die Seelen der altehrwürdigen Magiari ruhen

und die goldene Schriftrolle?«

»Fragst du *mich* das, oder ist das deine Antwort?«

»Meine Antwort?«, klang es abermals eher nach einer weiteren Frage.

Merindor lächelte sanft und nickte. »Und weiter?«

»Die goldene Schriftrolle«, grinste Yora und der Älteste bemerkte ein Funkeln in ihren Augen, als sie weiter erzählte. »Kein Gronieri dieser Welt darf die goldene Schriftrolle in die Hände bekommen, weil er sonst in der Lage wäre, die Relikte der Macht aufzuspüren.«

»Was niemals geschehen darf!«, sagte Merindor und hob neben seiner Stimme auch mahnend den Zeigefinger. »Mit den Relikten wäre es für jeden Gronieri ein Leichtes, uns alle auszulöschen.«

Eine der Kerzen gab ein Zischen von sich und hauchte ihr Licht aus. Der Älteste sah kurz zwischen den Stofffetzen, die als Vorhang dienten, hindurch und bemerkte, dass es das schwindende Abendrot der Kerze bald gleich tun würde.

»So, jetzt aber zu deiner vorherigen Frage Philian, ob ich die Anzahl der Gronieri im Land kenne.« Er wartete einen Moment, bis er die volle Aufmerksamkeit der beiden Adeptari hatte. »Wir hatten ja vor einigen Wochen bereits darüber gesprochen, dass Pheleos` Schöpferi uns Magiari vor Jahrhunderten dazu auserkoren haben, das Gleichgewicht dieser Welt zu wahren.«

»Und die bösen Mächte in die Unterwelt zu verbannen«, ergänzte Yora und nestelte mit den Fingern an ihrem beigen Mantel herum.

Merindor nickte und wusste, dass es noch an ihr nagte, ihm seine Fragen zu Beginn nicht richtig beantwortet zu

haben.

»Ganz genau. Aber nicht nur das. Wir sollten auch darauf achten, dass jeder neugeborene Magiari den Tugenden der Orden unterwiesen wird, sobald er alt genug ist.« Er seufzte und senkte den Blick. »Ich weiß nicht, ob wir zu nachlässig damit waren, oder ob diese Aufgabe von vorne herein nicht zu bewältigen gewesen war, aber wir verloren sehr schnell den Überblick. Hinzukam, dass viele Eltern es verheimlichten, wenn ihre Kinder mit dem Magiarigen auf die Welt kamen.«

»Wieso?«, frage Philian. »Ihr sagtet immer, dass wir stolz darauf sein sollen, was wir sind.«

Merindor legte ihm eine Hand auf das Knie. »Ja, so ist es auch. Aber schon der Gedanke daran, dass das eigene Kind später einmal mit Seelen aus der Unterwelt zu tun haben könnte, war für viele Eltern Grund genug, sie von den Orden und seinen Aufgaben fernzuhalten.«

Der Älteste erinnerte sich zurück an die Zeit, als die Ghonay sich erhoben hatte, um Pheleos aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die vielen Opfer, die der Krieg gegen die dunklen Mächte gefordert hatte, waren den Menschen in Erinnerung geblieben – mit ihnen die Angst um ihre Kinder.

Obwohl sie alle damals nur knapp ihrem Verderben entkommen waren und die Gefahr deutlich gemacht hatte, wie wichtig die Aufgabe der Magiari war, hatte es wenige zum Umdenken gebracht. Dabei kamen meist genau die Kinder vom rechten Weg ab, die mit ihren magischen Fähigkeiten nicht umzugehen wussten. Zu verlockend und mächtig waren diese mystischen Kräfte, deren richtigen Umgang sie jedoch niemand lehrte.

»Ich hab das Mama auch schon öfter sagen hören«, warf Yora in die Stille im Raum.

»Was denn, meine Liebe?« Merindor sah sie besorgt an.

»Dass sie die Eltern nicht versteht, die ihre Kinder vom Orden fern halten wollen.«

»Leider sehen das nicht alles so wie deine Mutter.« Der Älteste stieß einen tiefen Seufzer aus. »Aber es ist etwas anderes, wenn einer der Elternteile normalsterblich ist. Dann ist das Verständnis für die Verantwortung, die wir zu tragen haben, nicht so groß.«

»Meine Mutter sagt immer, dass Papa es eh nicht miterleben wird, bis es bei mir soweit ist«, erwiderte Philian und zuckte mit den Schultern.

Merindor lächelte sanft und hatte Mitleid mit dem Jungen. Er war einer der wenigen Kinder, die er kannte, bei denen die Eltern nicht beide Magiari waren. Nicht nur, dass die Lebenserwartung der Menschen mit etwa siebzig Jahren deutlich unter ihrer lag, auch nahm man die heranwachsenden Zauberi aus solchem Hause oft nicht ernst. Die Beleidigungen und Ausgrenzungen hatten in der Vergangenheit oft dazu geführt, dass die »Falschen Magiari«, wie man sie herabwürdigend bezeichnete, verbittert wurden und sich mithilfe der verbotenen Ghonarasch-Magie an ihren Peinigern zu rächen versuchten.

Der Älteste driftete abermals in schmerzhaftes Erinnerungen ab. Vor seinem inneren Auge tauchten verzweifeltes Eltern auf, die ihn auf Knien anflehten, ihr Kind zu retten und seine Seele zu verschonen. Doch so sehr es ihm auch jedes Mal einen Stich ins Herz versetzt und viele schlaflose Nächte beschert hatte – als Ordensführer *durfte* er keine

Ausnahmen machen und war gezwungen, jegliche dieser Racheakte mit der Verbannung in die Ghonay zu bestrafen.

Ein harsches Klopfen holte ihn zurück ins Hier und Jetzt.

»Merindor? Merindor, seid ihr Zuhause?«

»Augenblick, Kinder«, vertröstete er die Adeptari und hievte seine müden Knochen zur Tür.

Er hatte sie erst einen Spalt geöffnet, da schlug ihm schon der Geruch von fettigem Braten und Bier entgegen, der mit jedem Atemstoß des hechelnden Soldaten penetranter wurde. Offenbar hatte man den schwitzenden Mann gerade beim Abendessen gestört.

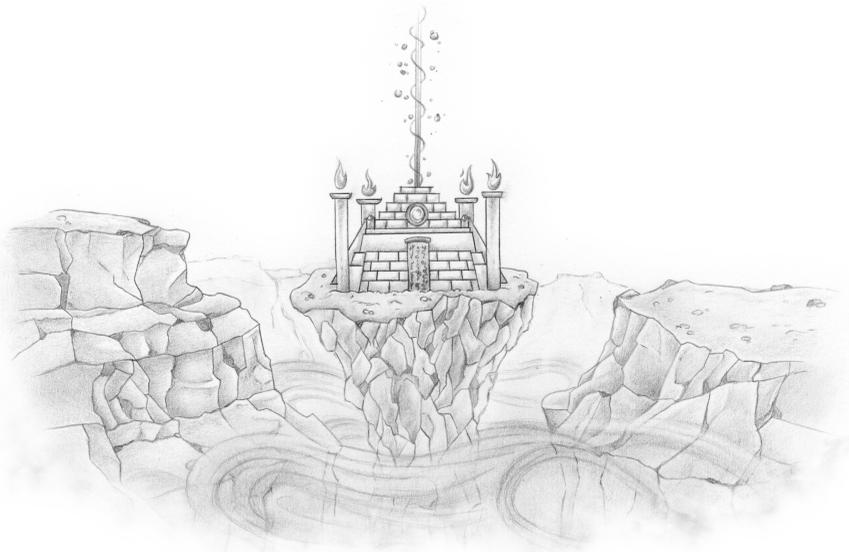
Merindor rümpfte so unauffällig wie möglich die Nase und verbeugte sich. »Soldat, was kann ich für Euch tun?«

»Prinz Fabien verlangt nach euch. Ihr sollt der Geburt seines Kindes beiwohnen.«

»Das ist doch ein freudiges Ereignis«, lächelte der Magier, verspürte zeitgleich jedoch ein merkwürdiges Gefühl, das er nicht einzuordnen vermochte. »Wozu braucht ihr mich?«

»Fragt nicht mich«, erwiderte der Mann, der sich allmählich gefangen hatte und wieder etwas ruhiger atmete. »Ich habe nur den Auftrag, Euch sofort zu ihm zu bringen.«

Merindor biss sich nachdenklich auf die Unterlippe und griff zu seinem Mantel. »Wir sind für heute fertig«, rief er über die Schulter ins Innere der Hütte. »Ich muss etwas Wichtiges erledigen. Lest bis zum nächsten Mal das Kapitel über die Doyo-godan und ihre Kräfte.«



## Königlicher Nachwuchs

---

*L*angsam verschwand der graue Nebel, der sich wie ein Schleier über die Täler Mormoras gelegt hatte und die ersten Sonnenstrahlen blitzten zwischen den Baumwipfeln der dichten Wälder hervor. Im südlichsten Land Tholarans lag am Rande einer langen Gebirgskette die Bergstadt Aalsahir, in der alles seinen Anfang nehmen sollte. Die saftig grünen Hügel reichten bis an die steinernen Stadtmauern heran und zerklüftete Felsen ragten wie ein schützender Wall hinter der mächtigen Burg empor. Blaue Stadtwappen, auf denen ein feuerspeiender Drachari aus feinstem Gold den Mut und die Unerschrockenheit des Königshauses zum Ausdruck brachte, zierte vorwiegend die oberen Stockwerke und hatten gewiss schon den ein oder anderen Angreifer unverrichteter Dinge wieder von dannen ziehen

lassen. Dazwischen schmückten schimmernde Bleiglasfenster in den unterschiedlichsten Farben das imposante Bauwerk und unterbrachen die Reihen der grauen Steine. Hohe Türme mit dunklen Spitzdächern reckten sich majestätisch dem Schein der aufgehenden Sonne entgegen.

Aber nicht nur die Burg labte sich an den ersten wärmenden Strahlen des Tages. Schon zu früher Stunde herrschte reges Treiben auf dem Marktplatz vor dem königlichen Heim. Die kalte raue Morgenluft vermischte sich mit den Gerüchen der Köstlichkeiten, die an den Holzständen vor der Burgmauer angeboten wurden. Auf den Karren priesen Bauern feinstes Fleisch, selbst gebackenes Brot oder Käse nach hauseigenen Rezepturen an. Viele Händler hatten große Laken über ihre Stände gespannt, um teure Vasen aus edelstem Terrakotta und seltene Funde aus fernen Ländern vor der Witterung zu schützen. Alle gaben sich größte Mühe, ihr Angebot mit viel Liebe zum Detail anzurichten und damit die Kauflust der Städter zu wecken. Diese tummelten sich in Hülle und Fülle zwischen den Ständen und trampelten das auf dem Boden ausgelegte Stroh immer fester in die vom Regen der vorigen Tage aufgeweichte Erde.

»... frisch geräucherter Speck!«

»Heilkräuter aus den tiefsten Wäldern Mormoras!«

»... fangfrischer Fisch, nur so lange der Vorrat reicht!«

Die Marktschreier versuchten, sich gegenseitig lautstark zu übertrumpfen, um ihre Waren an die Kunden zu bringen und doch interessierten sich an diesem Morgen nur wenige Bürger für die zahlreichen Angebote. Alle waren gekommen, um an dem freudigen Ereignis teilzuhaben, auf

das man schon seit Tagen gespannt wartete. Bereits vor einiger Zeit hatte Mormoras König, Amanar Koroma, mit Stolz verkündet, dass es bald Nachwuchs in der Königsfamilie geben werde. Da am Vorabend die gelehrtesten Professori und der weiseste Magier Aalsahirs, Merindor, in die Burg gerufen worden waren, erhofften die Stadtbewohner, endlich einen Blick auf das Neugeborene werfen zu können. Eifrig harrten sie vor dem halbrunden Balkon aus, auf dem schon bald ihr König erscheinen würde.

Keiner von ihnen konnte auch nur im Geringsten errahnen, was sich in diesem Augenblick innerhalb der Burgmauern abspielte.



Im Schlafgemach des Königssohns herrschte schon geraume Zeit wirres Durcheinander. Fabien saß seit Tagen am Bett seiner Frau, um ihr die Angst vor der anstehenden Geburt zu nehmen. Er war es auch, der die Professori hatte rufen lassen, als bei Eralie die Wehen eingesetzt hatten.

Die ganze Nacht hindurch wartete man jedoch vergeblich auf die Geburt des Kindes. Die Sorge des Prinzen stieg ins Unermessliche, denn auch an diesem Morgen hatte seine Gemahlin quälende Schmerzen. Es war zermürend.

Mit festem Griff umklammerte Eralie seine Hand, während die Gelehrten wild miteinander diskutierten und die aufgeregten Mägde des Zimmers verwiesen.

In all dem Durcheinander gab die Hebamme, die am Fußende des Bettes kniete, fortwährend Anweisungen und redete auf Eralie ein. Immer wieder schob sich die Bediens-

tete eine widerspenstige dunkle Haarsträhne unter ihr verschwitztes weißes Kopftuch, die dort scheinbar einfach nicht bleiben wollte.

Inmitten des hektischen Treibens war Fabien weiter bemüht, seine erschöpfte Frau zu beruhigen und tupfte ihr mit einem Leinentuch den Schweiß von der Schläfe. Es kostete ihn all seine Kraft, die Sorge, die ihn innerlich auffraß, nicht nach außen dringen zu lassen.

Es hatte in letzter Zeit die Runde gemacht, dass ungewöhnlich viele werdende Mütter in den umliegenden Dörfern, auf unerklärliche Weise, bei der Geburt samt ihrer Kinder gestorben waren. Zum ersten Mal wurde ihm bewusst, dass sie der Adelstitel und aller Reichtum davor nicht beschützen würde.

Er schob den Gedanken entschlossen beiseite, seine große Liebe durfte auf keinen Fall dazugehören.

Unwillkürlich verkrampfte sich seine Hand und trieb einen Schwall Tropfen aus dem feuchten Leinentuch, das er von Eralies Stirn genommen hatte.

Sie suchte Halt in seinen blauen Augen, als ein stechender Schmerz ihren Körper zusammenzucken ließ.

»Da stimmt etwas nicht!«, rief die Hebamme voll Sorge. »Ich kann das Kind nicht auf die Welt holen. Es ist viel zu groß.«

Fabiens Herzschlag setzte einen Moment lang aus. Die Worte der aufgeregten Dame zeichneten ihm tiefe Sorgenfalten auf die Stirn. »Was soll das bedeuten?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann Euch nur sagen, dass das Kind noch im Mutterleib sterben wird, wenn wir es nicht unverzüglich auf die Welt holen.«

Die Hebamme sah ihn mit ernster Miene an. Sie schien sich keinen Rat mehr zu wissen und wirkte ebenso hilflos, wie der Prinz selbst es war. Würde seine Liebste samt ihrem Ungeborenen also doch ... Nein! Die knarrende Tür half ihm dabei, den aufkommenden Gedanken abzuschütteln.

»Merindor!«, stieß er erleichtert aus.

Der Magier war ein alter Freund seines Vaters und hatte ihm am gestrigen Abend versprochen, alles in seiner Macht stehende zu tun, dass die Prinzessin und ihr Kind die Geburt überleben würden. Er nickte Fabien zu und legte das dicke Buch in seinen Händen auf einer kleinen dunklen Holzkommode ab, die zu seiner Rechten an der Mauer stand. Sein dunkelblauer Mantel mit den edlen goldenen Stickereien, ähnelte einem sternenklaren Nachthimmel. An beiden Schläfen zogen sich feine Zeichnungen oberhalb der Ohren entlang nach hinten und verschwanden unter den langen grauen Haaren; ein ebensolcher Bart ging ihm bis zum Bauchnabel.

Er räusperte sich und musterte die Personen im Zimmer, ehe sein Blick auf Eralie ruhte.

»Es wird einfach nicht besser, Merindor. Hast du etwas gefunden, das uns weiterhelfen kann?«, flehte er den Magier an.

Der Älteste des mormorischen Magiariordens nickte besonnen und trat einen Schritt an die Prinzessin heran. Er schloss die Augen und legte behutsam eine Hand auf ihren runden Bauch.

Zwei der Mägde, die noch im Zimmer waren, senkten das Leintuch, das Eralies nackte Hüften und Beine verdeckte ein wenig, um dem Magier mehr Raum zu geben. Es war mit

Sicherheit schwer für ihn, sich in all der Hektik zu konzentrieren. Merindor schloss die Augen und neigte den Kopf zur Seite. Ein leises Surren ließ die Anwesenden verstummen und hellhörig werden. Seine Handfläche begann, bläulich zu leuchten; die Zeichnungen unter seinem Haaransatz taten es ihnen gleich. Selbst die Gelehrten betrachteten das, was da vor sich ging, mit größter Ehrfurcht.

»Es sind Zwillinge«, sagte der Magier nach einiger Zeit. »Doch irgendetwas kommt mir merkwürdig vor.«

Die folgende Pause schien ewig zu dauern und auch seine Antwort vermochte Fabien nicht zu beruhigen. »Ich kann jedoch nicht genau sagen, was es ist.«

Er wandte sich von der Prinzessin ab und blätterte in dem alten Buch, das hinter ihm auf der Kommode lag und tausende Seiten hatte.

Fabien drückte die Hand seiner Liebsten und schenkte ihr ein sanftes Lächeln. Er wusste, dass sie ebenso großes Vertrauen in den weisen Magier hatte wie er.

Es herrschte abermals eine merkwürdige Stille im Raum. Alle Anwesenden sahen Merindor gebannt dabei zu, wie seine Augen über die Schriften huschten, ehe er damit begann, einige Seiten genauer zu studieren.

*Bitte, lass ihn etwas finden, das uns hilft*, dachte Fabien, als das Gemurmel der Professori schlagartig lauter wurde.

Sofort drehte sich der Magier um und warf den aufgeführten Gelehrten einen zügelnden Blick zu. Binnen Sekunden kehrte Ruhe ein, was mit Sicherheit auch daran lag, dass man eine solche Strenge von dem sanftmütigen alten Mann nicht gewohnt war.

Fabien ahnte nach der Reaktion seines Freundes nichts

Gutes. Es brauchte viel, bis der Magier aus der Haut fuhr und dass dies soeben geschehen war, zeigte ihm, wie ernst die Lage sein musste.

Mit seiner wiedergewonnenen väterlichen Art trat Merindor an Eralie heran und sagte: »Fürchte dich nicht. Lass mich etwas versuchen.« Er hielt kurz inne. »Die Ruhe, die du gleich verspüren wirst, wird dir guttun. Versuch, dich zu entspannen.«

Fabien schluckte. Am liebste hätte er Merindor Löcher in den Bauch gefragt, doch er wusste selbst, dass er damit nur Unruhe verbreiten würde. Also kniete er beherrscht an der Bettkante neben Eralie und streichelte ihre glühende Stirn. Dabei entging ihm nicht die Furcht in ihren grünen Augen, die abermals die seinen suchten.

Diese unerträgliche Hilflosigkeit ließ ihn verzweifeln. Er lockerte seinen zum Bersten angespannten Kiefer und hob mühsam die Mundwinkel. »Keine Angst, es wird alles gut.«

Sie nickte, samt einem verhaltenen Lächeln, das nur kurz währte. Ein erneuter Schmerz fuhr ihr durch den Unterleib. Ihre Hand verkrampfte sich um Fabiens, dass selbst er Mühe hatte, nicht aufzuschreien.

Merindor begann damit, seine Formel zu sprechen.

Auch außerhalb des Raumes waren Eralies Schreie zu hören, wo sie durch die Gänge der Burg hallten und für besorgte Gesichter unter den Mägden sorgten.

Sie pflegten einen sehr familiären Umgang mit der Königsfamilie und waren ob der Qualen, die ihre Prinzessin erleiden musste, zutiefst betrübt.

Plötzlich aber verstummten die Laute so unvermittelt,

dass vom Schlimmsten auszugehen war. Die unangenehme Stille, die folgte, trieb die Angst der Wartenden ins Unermessliche. Sogar der König, der soeben nach dem Rechten sehen wollte, erstarrte vor Sorge und tauschte einen beunruhigten Blick mit seinem Leibwächter aus. Allein der Wind pfiff sein einsames Lied durch die Flure.

Wenige Sekunden später ertönten erneut dumpfe Schreie aus dem Gemach der Prinzessin. Diesmal jedoch, zur Erleichterung aller Anwesenden, die eines Neugeborenen.

Es dauerte eine Weile, bis endlich die Tür aufging und Prinz Fabien herauskam, um die angespannten Gemüter zu beruhigen. Doch sein Gesicht barg mehr Kummer als Freude, wie man sie von einem frischgebackenen Vater üblicherweise erwartete.

»Na, mein Sohn, ist die Thronfolge gesichert?«, schmunzelte König Amanar, ehe er Fabiens besorgten Blick wahrnahm.

»Ich weiß gar nicht, wie ich Euch das beantworten soll.« Er stieß ein verzweifelt Lachen aus und zuckte mit den Schultern. »Ich weiß, das klingt merkwürdig, aber ich weiß es wirklich nicht.«

Der König trat einen Schritt an seinen Sohn heran und legte ihm eine Hand an die gerötete Wange. »Was meinst du damit? Da hat doch eben ein Kind geschrien, oder täusche ich mich?«

Fabien wagte es kaum, seinem Vater in die Augen zu sehen. Es fiel ihm offenbar schwer, zu erklären, was soeben hinter verschlossener Tür vor sich gegangen war. »Kommt mit. Ihr solltet es Euch selbst ansehen.« Der Prinz deutete mit einer betrübt einladenden Geste zum Schlafgemach.

Sein Vater folgte ihm rat- und wortlos und bedeutete seinem Leibwächter, auf dem Flur zu warten. Warum tat sein Sohn so geheimnisvoll?

Ehrfürchtig traten die Gelehrten in ihren trostlos grauen Kutten zur Seite und senkten ihre kahlen Häupter, als der König den Raum betrat. Die Luft war stickig. Ein metallischer Geruch von Blut und der würzige Duft von Olivenöl durchzogen das Zimmer. Der Lappen, der damit getränkt und dazu benutzt worden war, das Neugeborene zu säubern, hing über dem Rand eines Bleheimers, den eine Magd soeben ans sich nahm. Bevor sie damit davon eilte, öffnete sie mit der freien Hand ein Fenster, das allerdings nur bedingt für frische Luft sorgte.

»Es tut uns außerordentlich leid, mein König«, sagte einer der Professori respektvoll und wagte es dabei nicht, den Kopf zu heben.

Der König erkannte den Ernst der Lage erst, als er zu Merindor hinübersah. Sein guter Freund wusste eigentlich immer, was zu tun war. Doch selbst in seinen Augen herrschte Ratlosigkeit, als er einige Schritte zurücktrat, die Hände unter seinem langen Bart gefaltet. Er lenkte die Aufmerksamkeit des Königs mit einem leichten Nicken auf das Bett, in dem Prinzessin Eralie schweißgebadet auf dem blutigen Laken ruhte. Nach Merindors Ritual war sie in einen tiefen Schlaf gefallen und hatte ihre Kinder selbst noch gar nicht gesehen, wie sie direkt neben ihr lagen und kaum mehr einen Laut von sich gaben.

Die Hebamme saß hinter den beiden und schien ebenfalls starr vor Schreck. Selbst die vorwitzige Haarsträhne, die an ihrem Mundwinkel klebte, störte sie offenbar nicht mehr.

Der König versuchte, sich einen Eindruck zu verschaffen, was ihm nicht leicht fiel. Bei Fabiens Geburt war er nicht an der Seite seiner Frau gewesen. Das angespannte Verhältnis zum Nachbarland Scorba hatte damals all seine Aufmerksamkeit gefordert. Seinen kleinen Prinzen hatte er erst Monate später bewundern können. Bei seiner Rückkehr hatte seine Liebste schon sehnsüchtig auf ihn gewartet und ihn, Fabien liebevoll auf den Armen wiegend, an den Burgtoren empfangen. Ihm wurde warm ums Herz und er spürte, wie sich bei der Erinnerung an seine verstorbene Lidmaya ein Klos in seinem Hals bildete. Sie wäre eine wunderbare Großmutter geworden, dachte er und kämpfte mit den Tränen. Ein wehmütiges Lächeln schlich sich in sein Gesicht.

Doch das war Vergangenheit. Er musste die Gedanken beiseiteschieben und herausfinden, was seinen Sohn und die anderen so aus der Fassung gebracht hatte.

Ihm fiel sofort auf, dass es zwei Babys waren und Eralie keines der beiden an sich gedrückt hin und her wog. Die Neugeborenen lagen Bauch an Bauch neben ihr und ... Nein. Das konnte nicht sein. Angestrengt kniff er die Augen zusammen. Seine buschigen Brauen drohten über der Nasenwurzel aneinanderzustoßen. Langsam streckte er die Hand nach ihnen aus und drückte das Ärmchen eines der Kleinen behutsam zur Seite.

»Wie in aller Welt ist das möglich?«, flüsterte er, als sich seine Befürchtung bewahrheitete und er nun wusste, warum die Anwesenden so erschrocken waren.

Obwohl die Säuglinge auf den ersten Blick einen gesunden Eindruck machten, waren sie an der Brust miteinander verwachsen. König Amanar blinzelte kein einziges Mal,

während er die Zwillinge mit offenem Mund musterte. Eine solche Geburt hatte man in Aalsahir noch nicht erlebt.

Nachdem der König eine Zeit lang wortlos auf die Kinder gestarrt hatte, wandte er sich seinem Sohn zu: »Jetzt verstehe ich, was du gemeint hast. Ich hätte es wohl nicht geglaubt, hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen.«

Fabien erwiderte den ratlosen Blick seines Vaters und sah abermals hilfesuchend hinüber zu Merindor. »Hast du einen Rat für mich? Was können wir tun?«

Der Magier fuhr sich nachdenklich mit seinen faltigen Händen durch den Bart. »Das ist in der Tat eine berechtigte Frage, Fabien. Ich habe so etwas zuvor noch nie gesehen.«

Das betretene Schweigen machte nicht gerade viel Hoffnung, dass der Älteste das Problem mit einem einfachen Zauberspruch lösen konnte. Sein besorgter Blick wanderte zwischen den Zwillingen und Prinzessin Eralie hin und her.

»Ich werde erst einmal die Mägde rufen lassen«, seufzte der König. »Sie sollen die Kinder in ihre Obhut nehmen. Außerdem sollten wir Eralie jetzt etwas Ruhe gönnen.« Amanar wandte sich ab und ging wie betäubt zur Tür des Schlafgemachs. Unzählige Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Was konnten sie jetzt tun? Konnte Merindor ihnen helfen? Was würde das Volk zu einem solch abnormalen Thronfolger sagen? Er schämte sich, dass er gerade bei Letzterem hängen geblieben war.

»Was ist passiert?«, ertönte plötzlich eine zittrige Frauenstimme, als der König gerade die Hand nach der Klinke ausstreckte.

Selbst Merindor wirkte überrascht, dass Eralie nach seinem Zauber so schnell aus ihrem tiefen Schlaf erwacht

war. Sein Gesichtsausdruck versteinerte, als er sah, wie die Prinzessin die Augen öffnete.

Sofort setzte sich Fabien ans Bett und strich seiner Gemahlin das nass geschwitzte Haar aus dem Gesicht. Ihre roten Wangen waren von der Anstrengung gezeichnet und ihr suchender Blick wirkte leer und kraftlos. Fabien gab ihr einen Kuss auf die Stirn und sagte: »Ruh dich aus, Liebste. Es sind Zwillinge.« Für einen Moment hielt er inne und schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Sie sind gesund. Du musst dir keine Sorgen machen«, sagte er weiter und strich ihr über die Schläfe. »Schlaf jetzt ein wenig. Ich liebe dich.«

Mit einem zufriedenen Lächeln sank ihr Kopf wieder in das feuchte Kissen, während ihre Finger langsam aus Fabiens Hand glitten. Er atmete tief durch und hielt die Maskerade aufrecht, bis ihr die Augen wieder zugefallen waren.

Amanar verstand durchaus, dass die Situation seinen Sohn überforderte. Auch er würde seinen Bürgern eine Lüge auf-tischen müssen und damit etwas tun, was er zutiefst verachtete. Am meisten beunruhigte ihn jedoch die Tatsache, dass Merindor dermaßen ratlos zu sein schien. Er stand weiterhin grübelnd am Fuße des Bettes.

Amanar versuchte, sich zu sammeln und forderte dann die Professori mit einem entschlossenen Kopfnicken dazu auf, mit ihm das Zimmer zu verlassen.

Die vier dünnen, grau gewordenen Gelehrten folgten ihm, ohne zu zögern. Mit hastigen Schritten verschwanden sie aus dem Raum und schienen beinahe dankbar zu sein, sich endlich der unangenehmen Situation entziehen zu dürfen.

Der Magier und die Hebamme folgten ihnen wortlos.

Fabien verweilte am Bett seiner Liebsten, bis er sich sicher war, dass sie wieder tief und fest schlief. Sein Vater wartete an der Seite seines Leibwächters Alajos, bis er ebenfalls nach draußen kam. Leise schloss er die Tür und fasste sich vollkommen ratlos an die Stirn. Er wandte sich an die Mägde, die in Reih und Glied im Flur ausgeharrt und noch keinen Mucks von sich gegeben hatten.

»Amalia, kümmere dich bitte um meine Frau und die Kinder. Die Prinzessin soll sich in aller Ruhe erholen können.«

Die zierliche Magd nickte und verteilte die Aufgaben an die vier Frauen zu ihrer Linken. Sie führte sie in das Schlafgemach und wickelte die Neugeborenen in ein frisches Leinentuch, zwei der Bediensteten verschwanden daraufhin mit den Zwillingen in einem angrenzenden Raum.

Ein rauer Luftzug setzte die farbigen Wandteppiche an den Steinwänden in Bewegung. Von draußen waren die Bürger zu hören, die weiterhin hoffnungsvoll auf die Geburt warteten. Der König sah nachdenklich aus einem der offenen Bleiglasfenster, wobei ihm beinahe seine mit bunten Edelsteinen besetzte Krone vom grau melierten Haar zu fallen drohte. »Was soll ich den Leuten nur erzählen? Unser Volk wartet schon sehnsüchtig auf die Geburt deines Sohnes, Fabien.«

Wieder herrschte Ratlosigkeit. Eine endlose Leere breitete sich in Fabiens Kopf aus. Gedanken verblassten hinter einem Schleier aus Gefühllosigkeit und sperrten die Worte seines Vaters aus. War das alles ein böser Traum? Merindors mah-

nende Stimme drang durch den lähmenden Nebel an sein Ohr und zog sein Bewusstsein zurück in die Realität.

»Bei allem Respekt, Majestät«, begann der Magier. »Ich weiß, dass Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit äußerst wichtige Tugenden in Eurem Königreich sind, dennoch rate ich Euch dringend davon ab, den Bürgeri von Aalsahir die Wahrheit zu offenbaren.«

»Ich soll mein Volk belügen?«, fragte der König entsetzt und stieß sich energisch vom Fenstersims ab.

»Nun, mein König, ich sehe im Augenblick keine andere Möglichkeit. Die Leute dort draußen werden es nicht verstehen. Einen kranken oder missgebildeten Thronfolgeri wird man in Euren Ländereien nicht akzeptieren.« Merindor trat näher an König Amanar heran, um ihm die Ernsthaftigkeit der Lage zu verdeutlichen. »Ihr müsst den Schein wahren und mir etwas Zeit geben, um nach einer Lösung zu suchen, Majestät.«

Fabien hätte nur zu gerne selbst gehandelt, aber er konnte nicht. Er wusste nicht wie. Stattdessen machte er sich Vorwürfe, seinen Vater in eine solche Lage gebracht zu haben.

Dieser kaute verbissen auf seiner Unterlippe herum und begann mit einem tiefen Seufzer zu nicken. »Nun gut«, lenkte König Amanar ein und wandte sich seinem Sohn zu. »Ich werde den Leuten also sagen, dass sie für heute wieder nach Hause gehen können.« Er hob die Hand und tippte Fabien mit dem Zeigefinger gegen die Brust. »Und du wirst Merindor auf der Suche nach einer Lösung auf jede nur erdenkliche Weise unterstützen. Ist das klar?«

Fabien nickte und sah zu, wie sein Vater mit sich selbst

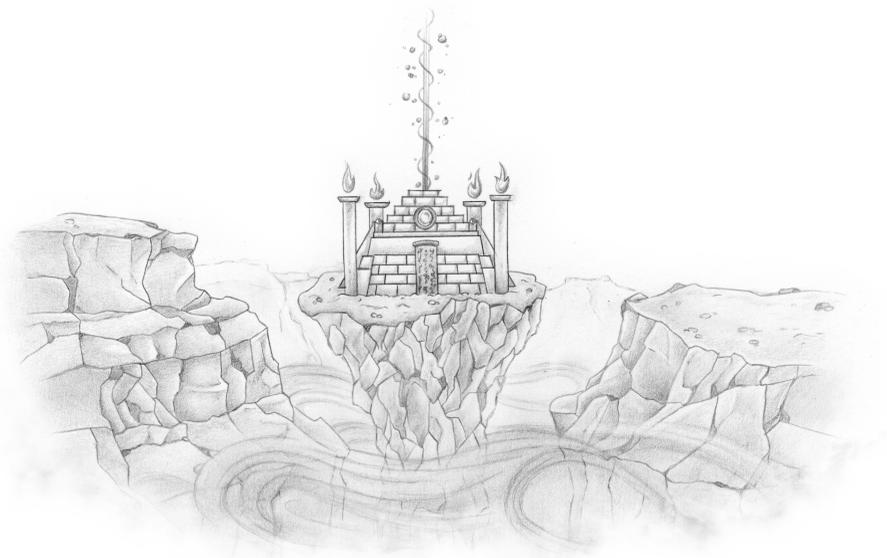
hadernd in einem anderen Korridor verschwand. Auch wenn er ihm dankbar dafür war, dass er ihnen mehr Zeit verschaffte, überwog das schlechte Gewissen, ihn zu einer Lüge zwingen zu müssen. Traurig strich er sich sein dunkelblondes Haar hinter die Ohren und sah hinüber zu der verschlossenen Tür, wo er seine Liebste wusste.

»Nimm es ihm nicht übel, Fabien.« Merindor legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Glaub mir, er leidet ebenso darunter wie du, auch wenn er es nicht zeigen kann. Er ist ein stolzer Mann und als König ist es ihm nicht gestattet, Schwäche zu zeigen«, versuchte ihn der Magier zu trösten. »Wir werden einen Ausweg finden.«

»Ich danke dir, Merindor«, brachte Fabien über die Lippen. »Lass mich wissen, falls ich irgendwie helfen kann.«

Der Älteste nickte höflich und wandte sich von ihm ab.

Fabien hatte gemerkt, dass Merindor nicht mehr bei der Sache gewesen war, seit Eralie nach der Geburt die Augen geöffnet hatte, aber im Moment erschien ihm das zweit-rangig. Gedankenverloren blieb der Prinz allein vor dem Schlafgemach seiner Frau zurück.



## Auf der Suche nach Antworten

Fabien stand noch eine Zeit lang in seinem verschwitzten Leinenhemd im Flur. Im kräftigen Blau der königlichen Farben zierte darüber eine ärmellose Weste seine athletische Statur. Bis auf das kleine Muttermal unter dem rechten Auge hatte der Prinz wenig Ähnlichkeit mit seinem Vater. Während dieser wie ein stattlicher Mann wirkte, war Fabien eher zurückhaltend und schüchtern. Da half es nicht gerade, dass sein Vater für ihn den Kopf hinhielt und es selbst dabei noch schaffte, das Volk zum Jubeln zu bringen. Was auch immer er den Leuten berichtet hatte, am Ende seiner Rede fegten rege Begeisterungstürme durch die Menge. Fabien drückte das Fenster einen Spalt auf und lugte nach oben zum Balkon. Der beschämte Blick, als Amanar sich von den loyalen Städter abwandte, versetzte ihm einen Stich ins

Herz.

Der König verschwand schnellen Schrittes in der Burg und zog sich in seine Gemächer zurück.



Langsam brach die Dämmerung über Mormora herein und die Sonne begann hinter den Bergen zu verschwinden. Auch in der Burg war es ruhig geworden. Vereinzelte Schritte von Wachen und Bediensteten hallten leise durch die Korridore und wirkten an diesem Abend besonders trostlos.

Fabien, der am heutigen Tag normalerweise mit einem Bierkrug und all seinen Freundari an einer reichgedeckten Tafel auf seine Nachkommari hätte anstoßen sollen, war nach den aufreibenden Ereignissen an der Seite seiner Frau eingeschlafen. Als er zu ihr ins Zimmer gegangen war, hatte er erleichtert durchgeatmet. Sie war zu müde gewesen, um mit ihm über etwas zu reden, das er selbst nicht in Worte fassen konnte und von dem er noch immer glaubte, es sei ein böser Traum.

In den Häusern der Stadt waren die Lichter ausgegangen. Nur die flackernden Straßenlaternen und einige Kerzen in Merindors kleiner Hütte, nahe des Marktplatzes, kämpften gegen die Dunkelheit an.

Der Magier war auch zu dieser späten Stunde noch eifrig auf der Suche nach einer Lösung, die Prinz Fabien und seiner Familie helfen konnte. Yora und Philian hatte er schon vor Stunden gebeten, den Heimweg anzutreten und ihre Eltern nicht länger warten zu lassen. Er musste

schmunzeln, als ihre enttäuschten Gesichter vor seinem inneren Auge auftauchten, nachdem die Adeptari trotz aller Überredungskünste ihn nicht zu überzeugen vermochten, ihm bis spät in die Nacht unter die Arme greifen zu dürfen.

Im matten Schein der tänzelnden Flammen stöberte er zwischen all den verstaubten Büchern, die sich auf seinem maroden Holztisch stapelten. Eine Schriftrolle, die nahe an der Tischkante lag, fiel zu Boden und wirbelte Staub auf, der im Kerzenlicht glitzerte. Gerade noch rechtzeitig bemerkte Merindor, dass ein Gestell samt Reagenzgläsern schon bald dasselbe Schicksal ereilen würde. Das leise Klirren der dünnen Gefäße glich einem ängstlichen Bibbern, Angst davor, dort unten gleich in tausend Scherben zu zer springen.

Er ließ den Buchdeckel des Wälzers vor ihm auf den Tisch sinken und machte eine kurze Handbewegung in Richtung eines leeren Wandregals. Wie von Geisterhand schwebten die zerbrechlichen Gefäße dorthin und setzten mit einem leichten Klimpern auf dem Regal auf. Wieder tänzelte feiner Staub durch die Luft. Merindor rümpfte kurz die Nase und zog das nächste Buch aus dem Stapel.

»Sie hätte nicht aufwachen dürfen«, murmelte er ratlos in seinen Bart. Bisher hatte er immer gewusst, worauf es zurückzuführen war, wenn einer seiner Zauber nicht die beabsichtigte Wirkung erzielt hatte. Diesmal allerdings konnte er sich keinen Reim darauf machen. Ihn beschlich zunehmend der Verdacht, dass jemand oder etwas die Finger im Spiel gehabt haben musste – aber dies war eine reine Vermutung. Zugegebenermaßen eine Beängstigende, die in seinem Kopf herumspukte und der er mit Sicherheit nach-

gehen würde.

Erst spät, nachdem die Nachtwächteri bereits das Licht in den Gassen gelöscht hatten, legte sich auch Merindor Schlafen. Nur der Mond, der sich in ein Gewand aus zarten Schleierwolken gehüllt hatte, warf düstere Schatten über die Stadt.



Am nächsten Morgen ließ Amanar Merindor schon früh zu sich rufen und empfing ihn beim Frühstück im königlichen Speisesaal. Die bunt verzierten Bleiglasfenster brachen die ersten Sonnenstrahlen und ließen sie sanft über den hellen Marmorboden tanzen. Auf den weißgrauen Steinplatten stand in der Mitte des Saals ein langer Holztisch mit gut zwei Dutzend Stühlen. Rund um einen goldenen Kerzenständer häuften sich edelste Köstlichkeiten. Der Duft von gebratenen Eiern, frischem Bauernbrot und feinstem Speck lag in der Luft. Am Ende des Tisches saß der König und nahm gerade einen Schluck warmer Ziegenmilch aus einem goldenen Becher zu sich.

Amanar war nicht mehr so gut in Form wie sein Sohn Fabien, dennoch zeugte seine Statur mit den breiten Schultern, trotz des in den letzten Jahren zugenommenen Bauchumfangs, immer noch von Kraft und Vitalität. Seine wahre Stärke lag ohnehin in seiner Ausstrahlung, die der eines autoritären Herrschers entsprach und durchaus einschüchternd wirken konnte, wenn er es wollte. Daher genoss er schon seit vielen Jahren hohes Ansehen in den umliegenden Ländereien. Er wischte sich ein paar Milchtröpf-

chen von den Bartstoppeln, als der Magier zur Tür hereinkam und sich verbeugte.

»Guten Morgen, Majestät. Ihr habt mich rufen lassen?«

Der König stellte den Becher ab und deutete mit einer einladenden Geste auf den freien Stuhl neben sich. »Setz dich zu mir, Merindor. Darf ich dir etwas anbieten?«

»Vielen Dank. Ich habe heute Morgen bereits gespeist«, winkte der Magier freundlich ab. »Es sieht dennoch köstlich aus.«

Der König nickte und merkte, wie ihm die Worte im Halse stecken blieben. Er senkte kurz den Blick und seufzte tief. »Nun, Merindor, alter Freund. Du weißt sicher, worum es geht.« Ihm war klar, dass der Magier es wusste, aber ihn hatte das Gefühl beschlichen etwas sagen zu müssen, um das Schweigen zu brechen.

Die Arme hinter dem Rücken verschränkt machte Merindor die letzten Schritte auf ihn zu.

»Ihr wollt wissen, ob ich Euch schon mehr über die Zwillinge sagen kann, Majestät?«

»Ja, mein Freund, so ist es.«

Der Zauberer setzte sich zum König an den Tisch und zögerte. Die Falten auf seiner Stirn ließen dabei nichts Gutes erahnen. »Leider muss ich Euch in dieser Sache enttäuschen. Ich wurde bisher nicht fündig.« Er hob sofort beschwichtigend die Hand und sprach weiter: »Aber das ist kein Grund zur Sorge. Eine Vielzahl an Büchern des Ordens warten noch darauf, gelesen zu werden.«

Der König legte das goldene Besteck zur Seite und seufzte. »Ich hatte befürchtet, dass du das sagst.« Er spürte, wie eine betäubende Hoffnungslosigkeit Besitz von ihm ergriff.

»Das Volk wird bald einen Nachkommari sehen wollen, mein Sohn ist am Boden zerstört und ich kann ihm nicht helfen.« Er fuhr mit dem Zeigefinger unbeholfen am Rand seines Tellers entlang, ehe er die Hand zur Faust ballte und abermals aufsaß. »Ich bitte dich, such weiter und lass mich wissen, wenn du etwas brauchst. Egal was.«

»Ich hatte niemals vor aufzugeben, Majestät. Seid unbesorgt, ich werde sogleich zurück an die Arbeit gehen.«

Der König nickte und versuchte, sich zuversichtlich zu geben. Er sah dem Magier, der sich von seinem Stuhl erhoben hatte, hinterher und erwischte sich kurz bei dem Gedanken, ob es noch zu früh dafür war, sich einen Krug Wein bringen zu lassen.

»Eine Sache wäre da allerdings.«

Amanar lenkte seine Aufmerksamkeit, von den verführerischen Reben weg, zu seinem alten Freund. »Wie ich bereits sagte, was immer du wünschst.«

Merindor ließ sich Zeit, ehe seine Hand Halt an der rauen Steinwand fand und er schweren Herzens sein Anliegen kundtat. »Sollten wir nur eines der Kinder retten können, muss Euer Sohn entscheiden, welches der beiden es sein wird.«

Es wurde zunehmend härter, sich die Verzweiflung nicht anmerken zu lassen. Amanars Magen krampfte sich zusammen. »Ich verstehe«, sagte er mit brüchiger Stimme und räusperte sich. »Ich werde mit ihm sprechen.«

»Ich hoffe, dass es nicht so weit kommen muss.« Der Magier schenkte ihm ein missglücktes Lächeln und ließ den König nachdenklich am reichlich gedeckten Tisch zurück.

Amanar schob seinen Teller von sich weg. Ihm hatte das

morgendliche Gespräch so auf den Magen geschlagen, dass die eigentlich so köstlichen Gerüche eine aufkeimende Übelkeit auslösten. Er stieß langsam den Atem aus und zuckte zusammen, als er sich nähernde Schritte hörte – es war Fabien.

»Guten Morgen, Vater.«

Der König erwiderte mit gespielt guter Laune und bat ihn, Platz zu nehmen.

Fabien setzte sich an den Tisch und wirkte abwesend, sofort eilte eine Magd herbei, um ihm einen Becher warmer Ziegenmilch zu servieren. Der Prinz nickte freundlich, als sie die Kupferkanne ansetzte.

Mit einem Mal verblassten die bunten Reflexionen auf dem Marmorboden. Wolken, die sich vor die Sonne geschoben hatten, empfanden das Farbenspiel bezüglich der bedrückenden Stille im Raum wohl als unpassend.

Amanar überlegte kurz, das zu kommentieren und ein belangloses Gespräch über das Wetter zu führen. Doch die hastigen Schritte der Magd, die durch den hohen Saal hallten, wirkten wie eine tickende Uhr in seinem Kopf, die ihn unbarmherzig daran erinnerte, dass sie schnellstens eine Lösung finden mussten. Sein Sohn schenkte ihm ein verunsichertes Lächeln, fand aber wohl ebenso nicht die richtigen Worte. Erst nach einer Weile konnte sich König Amanar schweren Herzens überwinden und das Schweigen brechen.

»Es tut mir leid, mein Sohn, aber wir müssen über gestern sprechen.«

Fabien stellte seinen Becher zur Seite und nickte. »Ihr habt recht.« Scheu suchte er Blickkontakt. »Was wollte Me-

rindor so früh schon von Euch?»

»Ich hatte gehofft, von ihm Neuigkeiten zu erfahren, die uns weiterhelfen. Leider vergebens.« Amanar war bewusst, dass sein Sohn, genau wie er, gerne etwas anderes gehört hätte.

Fabien wirkte enttäuscht. Betrübt wandte er sich von seinem Vater ab und murmelte: »Wie soll es jetzt weitergehen?«

Das was nur eine von vielen Fragen, die König Amanar gehofft hatte, nicht beantworten zu müssen, nach dem, was er zuvor erfahren musste. Er legte seine Hand auf die seines Sohnes und gab Wort für Wort wieder, worum Merindor ihn gebeten hatte. Amanar merkte, wie es ihm förmlich die Kehle zuschnürte, als er Fabien die Nachricht überbrachte. Dem war inzwischen das bisschen Farbe, das ihm noch geblieben war, aus dem Gesicht gewichen. »Du weißt, dass er alles tun wird, dass du diese Entscheidung nicht treffen musst.«

Mit resigniertem Blick unterbrach Fabien ihn. »Ich verstehe.« Es brach Amanar das Herz, zu sehen, wie sein Sohn mit den Tränen kämpfte. »Mir ist klar, dass niemand außer uns das entscheiden kann«, brachte Fabien heraus, bemüht Fassung zu wahren.

»Es tut mir leid, mein Sohn.«

»Ich werde nach meiner Frau sehen. Entschuldigt mich bitte.« Fabien hatte keinen Bissen angerührt und auch der Becher Ziegenmilch war inzwischen kalt geworden.

Die Tür zum Speisesaal lag direkt neben dem Eingang zum Thronsaal. Von dort führte eine eindrucksvolle Emp-

fangshalle mit Wandteppichen und goldenen Kerzenleuchtern zu den imposanten Burgtoren. Doch Fabiens Weg führte ihn geradewegs in einen Korridor, im östlichen Teil der Burg, indem die Wohn- und Schlafräume lagen. Dort trotete er gedankenversunken die Steintreppe hinauf, die ihn zu dem Gemach leitete, in dem sich Eralie schlafen gelegt hatte.

Das Geschehene schien ihm nach wie vor vollkommen unwirklich und immer noch vermochte er es nicht in Worte zu fassen. Was sollte er seiner Liebsten sagen? Wie sollte er ihr das Unerklärliche erklären? Seine Hand umfasste den eisernen Türgriff, noch nicht gewillt, die Klinke nach unten zu drücken. Er schloss die Augen, atmete tief durch und betrat den Raum.

Leise ging er auf das Bett zu und setzte sich neben seine schlafende Frau. So friedlich lag sie da, die zierliche Prinzessin, der man kaum zutrauen würde, einen solchen Kraftakt wie den gestrigen, überstehen zu können. Fürsorglich streichelte er ihr über die Stirn. Mit einem zarten Lächeln begann sie zu blinzeln und öffnete schwerfällig die Augen.

»Wie fühlst du dich?«, fragte er mit sanfter Stimme und versuchte, den Schein zu wahren.

Sichtlich erschöpft griff sie nach seiner Hand. »Es geht mir gut, Fabien, mach dir keine Sorgen.« Sie wurde wacher und stellte sogleich die Frage, die ihren Liebsten innerlich zusammenzucken ließ. »Wie geht es unseren Kindern? Du sagtest doch etwas von Zwillingen, nicht wahr?«

Obwohl Fabien wusste, dass er ihr früher oder später die Wahrheit sagen musste, fiel es ihm schwer, zu erzählen, was geschehen war.

Eralie kannte ihn jedoch zu gut, als dass er ihr etwas vormachen konnte und richtete sich mühsam auf. »Ich sehe doch, dass etwas nicht stimmt. Ich sehe es in deinem Blick, Fabien. Was ist mit unseren Kindern?«

Er sah ihr tief in ihre grünen Augen und zögerte. »Ich konnte dir noch nie etwas vormachen«, antwortete er mit einem verhaltenen Schmunzeln. »Ja, es gibt etwas, das ich dir sagen muss.«

Fabien hielt kurz inne und rang mit sich, die richtigen Worte zu finden, um Eralie so schonend wie nur irgend möglich beizubringen, was ihm so schwer auf dem Herzen lag. Letztlich schilderte er ihr die Geschehnisse des Vortages und schien sie dabei selbst erst so richtig zu begreifen. Je mehr sie erfuhr, desto ungläubiger und trauriger wirkten ihre glasig werdenden Augen.

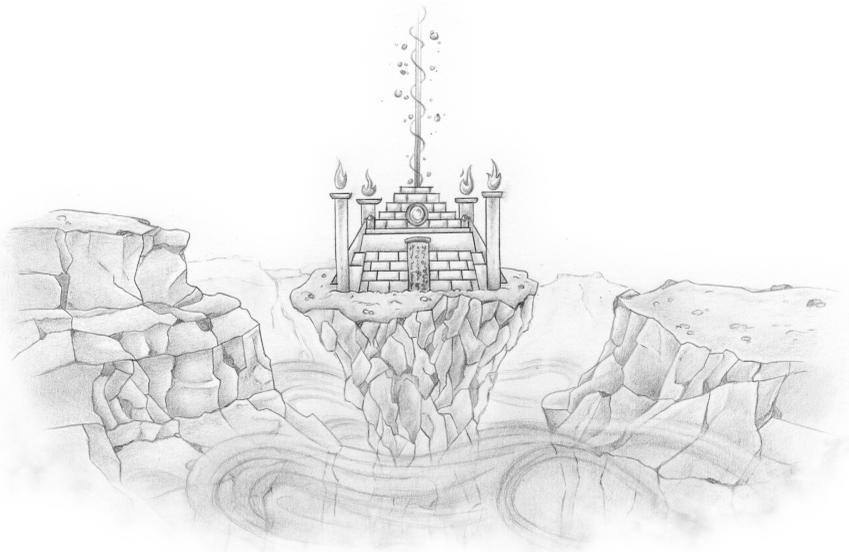
Merkwürdigerweise tat es Fabien gut, endlich das geheim gehaltene Schicksal, das sie ereilt hatte, mit der Mutter seiner Kinder, zu teilen. Erst als die Unterredung mit seinem Vater zur Sprache kam, spürte er abermals einen Klos im Hals. »... sollte es Merindor nicht gelingen einen Ausweg zu finden, müssen wir uns für eines unserer Kinder entscheiden.«

Völlig verzweifelt und den Tränen nahe sah sie ihn beschämt an. »Es tut mir leid, dass ich dir keinen gesunden Jungen schenken konnte, Fabien.«

Er schüttelte entschlossen den Kopf und drückte den ihren an seine Brust. Sanft streichelte er über ihr braunes Haar und sagte: »Dich trifft keine Schuld. Wir werden das gemeinsam durchstehen. Es wird alles gut, Liebling.« Er umarmte sie noch fester und wischte ihr die Tränen von der

Wange. Dabei hatte er gar nicht gemerkt, dass auch er sich dem Moment hingegen und geweint hatte - es waren die ersten Tränen, seit seine Söhne auf die Welt gekommen waren.

Eralie hatte seinen Gefühlsausbruch gar nicht mehr mitbekommen und war in seinen Armen wieder eingeschlafen. Er beneidete sie dafür, dass sie so tief schlafen konnte, während er, unfähig etwas zutun, darauf wartete, dass sich endlich eine Lösung fand. Denn egal, wie sehr sich sein Körper nach einer Auszeit geseht hatte, die rasenden Gedanken ließen ihn einfach nicht zur Ruhe kommen. Mit müden Augen starrte er aus dem Fenster in die Ferne und hoffte, dass Merindor ihnen aus dieser scheinbar ausweglosen Situation helfen würde. Noch wollte er nicht aufgeben, an ein Wunder zu glauben.



## Die Lichtung

---

Der Wind peitschte ihm ins Gesicht und trug das Chaos in seinem Kopf in die Wälder hinaus. Fabien hatte es nicht mehr ausgehalten. Er hatte es nicht länger ertragen können, in der Burg herumzusitzen und darauf zu warten, dass Merindor ihn jeden Moment damit konfrontieren konnte, sich für einen seiner Söhne zu entscheiden, was den sicheren Tod des anderen bedeuten würde. Zu allem Überfluss hatte ihn auch noch die Magd Amalia dabei ertappt, wie er weinend vor dem Gemach seiner Liebsten zusammengebrochen war. Nachdem er Eralie endlich die Wahrheit gesagt hatte, war ihm eine riesen Last von den Schultern gefallen, jedoch nur, damit er wenig später darüber stolpern konnte, um mit dem Gesicht im Dreck zu landen.

Inzwischen ritt Fabien schon seit Stunden ziellos durch

die Gegend – über die grünen Hügel des Tals und entlang an den Bergen Mormoras, die schützend hinter Aalsahir lagen. Auf einer Lichtung brachte er seine Stute zum Stehen und hielt für einen Moment inne. Er schloss die Augen und sog die frische Luft ein. Das Pferd schnaubte und stapfte ungeduldig mit den Hufen, als wolle es Fabien dazu auffordern, weiterzureiten. Ein Blick nach oben hielt ihn aber davon ab. Dunkle Wolken breiteten sich wie eine Armee am Himmel aus und begannen schon damit, die Abendsonne zu überrennen. Um nicht hier draußen von einem Gewitter überrascht zu werden, entschied er sich, umzukehren. Er zog die Zügel straff und ließ sein Pferd durch den Wald zurückgaloppieren, schon bald spürte er die ersten kalten Tropfen auf seiner Haut. Das Donnern in seinem Rücken wurde lauter und schien mit jedem Schlag näher zu kommen. Er trieb seine Stute weiter an und war in vollem Galopp, als urplötzlich jemand vor ihm zwischen den Bäumen auftauchte.

»Vorsicht!«, schrie Fabien und versuchte mit aller Kraft, die Zügel herumzureißen – zu spät.

Das Pferd streifte den stolpernden Jungen und riss ihn zu Boden. Fabien brachte das Tier zum Stehen und blickte zurück auf den Fremden, der reglos auf der Erde lag. Er wurde nervös. Wo war der Knabe auf einmal hergekommen? Ein Gedanke, der ihn dazu drängte, einfach weiterzureiten, blitzte kurz auf. Doch er konnte es nicht. Er schämte sich dafür, überhaupt erst daran gedacht zu haben. Was, wenn der Junge wegen ihm hier draußen starb? Wieder brachte ein dumpfes Donnernrollen den Boden zum Beben, der aufkommende Wind peitschte ihm ins Gesicht.

Obwohl das Unwetter unaufhaltsam näher kam, stieg er vom Pferd und schlich sich langsam an den Fremden heran. Hatte er den Aufprall überlebt? Fabien hatte Angst und hoffte, dass sich der Knabe endlich bewegte oder etwas von sich gab. Zögerlich ging er die letzten Schritte auf ihn zu und versuchte, ihm ein Lebenszeichen zu entlocken: »Bist du verletzt?«

Keine Antwort.

Hatte der Junge ihn bei dem tosenden Rauschen des Windes überhaupt gehört? Er wollte gerade noch einmal rufen, als der Bursche sich regte. Fabien war erleichtert, zu sehen, dass er stöhnend versuchte, sich aufzurichten und eilte ihm sofort zu Hilfe. Von dem Prinzen gestützt hievte er sich auf und streifte das feuchte Laub von seinem dunklen Mantel.

»Seid unbesorgt, mein Herr. Es geht mir gut. Ich hätte nicht blind Euren Weg kreuzen dürfen«, sagte der Junge mit zitternder Stimme.

Im selben Moment zog ein Rascheln in den Büschen Fabiens Aufmerksamkeit auf sich. Hatte sich dort eben etwas bewegt?

»Bist du allein?«, fragte er, weiterhin die Umgebung beobachtend, bevor er den Jungen musterte und sah, wie er hastig nickte und verstört zitterte.

»Ja. Ja, ich bin allein.«

Er zog sich die Kapuze zurecht und nestelte an einem alten Stück Papier herum. Fabien beschlich auf einmal das Gefühl, ihn schonmal gesehen zu haben – in Aalsahir. Er duckte sich ein wenig und kniff die Augen zusammen. »Philian? Bist du das?«

»Prinz Fabien«, stieß auch der Junge überrascht aus und setzte zu einer kleinen Verbeugung an.

Es war tatsächlich einer von Merindors Adeptari, der fernab Aalsahirs durch die Wälder irrte. Fabien sah in durchdringend an. »Warum treibst du dich hier draußen rum?« Er schmunzelte ein wenig. »Du hast dich ganz schön weit von der Stadt entfernt, mein Junge.«

»Ich weiß«, erwiderte Philian und druckste herum.

Dem Prinzen kam es so vor, als hätte er ihn bei etwas Verbotenem ertappt und würde ihn nun dazu zwingen, ihm eine fadenscheinige Ausrede aufzutischen.

»Du musst es mir ja nicht sagen.« Fabien klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. »Komm mit. Ich bring dich nach Hause.«

»Aber Merindor darf es unter keinen Umständen erfahren!«, stieß Philian plötzlich aus. »Niemals!«

»Was genau?«

»Versprecht es«, rief der Junge und krampfte seine Finger um die Schriftrolle.

Fabien sorgte sich um den Adepten. Wovor hatte er solche Angst?

»Na schön.« Er nickte. »Was ist denn so schlimm, dass niemand davon wissen darf?«

»Ihr werdet es wirklich für Euch behalten?«

Erneutes Nicken.

»Wenn Merindor es erfährt, wird er mich nicht weiter unterrichten. Versteht Ihr?!«

»Nun sag mir doch erstmal, was los ist«, versuchte Fabien ihn zu besänftigen. Dabei wurde ihm zunehmend bange, da das Gewicht der Tropfen deutlich zugenommen hatte und

die Äste sich bedenklich bogen.

Philian zog den Mantel fest und brachte das Papier darunter vor dem Regen in Deckung. »Ich habe in Merindors alten Büchern etwas gefunden, das vielleicht Eure Söhne retten kann.«

»Was?! Ist das dein Ernst?« Fabien glaubte, sich verhöhrt zu haben. Doch der Adept sprach unbeirrt weiter und reagierte nicht auf die Frage.

»Es ist eine magische Formel aus dem Buch des mormorischen Ordens.« Er senkte den Kopf und ließ die Schriftrolle unter dem Stoff hervorblitzen. »In Merindors Büchern waren lediglich Hinweise darauf zu finden. Einer davon besagt, dass das Ritual nur an einem bestimmten Ort vollzogen werden kann.«

»Und du hast an diesem Ort nach der Formel gesucht?« Die Worte des Prinzen wurden vom Rauschen des Windes verschluckt, der unnachgiebig an ihnen zerrte.

»Das sind die Seiten, die ich aus dem heiligen Buch des Ordens abgeschrieben habe«, fuhr Philian fort und streckte sie ihm entgegen. »Hier, nehmt sie.«

Ein greller Blitz ließ Fabien zusammensucken. Es wirkte, als wollte das Gewitter ihm davon abraten, nach dem Pergament zu greifen. »Bist du dir sicher?«

»Ja«, nickte Philian eifrig, ehe er das Papier abrupt zurückzog. »Aber Ihr müsst versprechen, Merindor nichts zu sagen. Besser Ihr sagt es überhaupt niemandem.« Seine Stimme klang jetzt wieder zitterig.

»Beruhige dich, Philian.« Fabien legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Die Stute schnaubte ungeduldig. Sie schien zu ahnen,

dass das Unwetter bald mit voller Gewalt über sie hereinbrechen würde. Auch der Prinz sah besorgt gen Himmel. »Hör zu«, sagte er mit besänftigendem Tonfall. »Ich verspreche dir, dass dieses Treffen hier unser kleines Geheimnis bleibt, in Ordnung?«

»Ja, bitte« bestätigte Philian, kaum dass Fabien ausgesprochen hatte.

»Eine Sache wäre da noch« Fabien nahm die Hand von der Schulter des Jungen und umschloss die Schriftrolle mit seinen Fingern. »Kannst du mir sagen, was ich nun damit machen soll?«

»Oh Nein!«, jammerte Philian verzweifelt.

»Was ist denn?«

»Alles umsonst«, ignorierte der Adept den Prinzen.

»Was ist umsonst?« Fabien ließ nicht locker.

»Die Formel ... das Ritual.« Der Magier wirkte überfordert, er wischte sich hektisch den Regen aus dem Gesicht. »Einer der vier Ältesten muss es durchführen.«

Jetzt verstand er, was den Jungen so aus der Fassung brachte. Auch wenn Fabien kein detailliertes Wissen über die Rangordnungen der weisen Magiari hatte, war ihm durchaus bewusst, dass Merindor der Älteste des mormorischen Ordens war. Also würde der in jedem Fall von dem seltenen Schriftstück erfahren. »In Ordnung«, sagte er und blickte sich suchend um, als würden ihm die durch das Unwetter gebeutelten Gräser und Bäume eine Lösung präsentieren. »Könnte ein Magiari aus den benachbarten Städten und Dörfern diese Formel gefunden haben?« Fabien bemerkte den verwirrten Ausdruck in Philians Gesicht und fügte hinzu: »Ich meine, ob andere Magiari auch Zutritt zu

diesem geheimen Ort haben, an dem du gerade gewesen bist?«

»Ja. Jeder Magiari Mormoras kennt ihn.«

Fabien versuchte, sich einen Plan zurechtzulegen. Ein lauter Donner mahnte ihn zur Eile. »Denkst du, dass Merindor jeden im Orden beim Namen kennt?«

Der Adept zögerte und murmelte nachdenklich vor sich hin. Dann schüttelte er verhalten den Kopf. »Ich denke nicht, dass er sie alle kennt.«

Die Regentropfen fühlten sich inzwischen an wie Steinchen, die jemand von den dunklen Wolken auf sie herab warf.

»Wir müssen jetzt wirklich los«, rief Fabien gegen die rauschenden Windböen an und suchte direkten Blickkontakt zu dem Jungen. »Ich gebe dir mein Wort, dass du dich für nichts zu verantworten hast. Das verspreche ich dir.«

Philians Skepsis hielt an. Ein ohrenbetäubender Lärm ließ sie aufschrecken und das Pferd wiehernd hochsteigen. Fabien wich den Hufen aus, griff nach den Zügeln und sah aus dem Augenwinkel, wie sich der Stamm eines Baumes teilte und in zwei Hälften mit flammender Rinde zu Boden stürzte.

»Hier nehmt sie!«, forderte Philian den Prinzen zähneklappernd auf und drückte ihm das Papier in die Hand.

Fabien brachte die Schriftrolle schnell unter seinem Gewand in Sicherheit und schwang sich auf seine Stute. »Gib mir deine Hand!«

Der Adept zog sich hinter ihm auf den Rücken des Tieres und klammerte sich fest an Fabiens Gürtel.

Der Regen nahm weiter zu und grelle Blitze erleuchteten

das mittlerweile von den Schatten der Nacht verschlungene Tal.

Völlig durchnässt brachte der Prinz seine Stute am Waldrand vor der Stadt zum Stehen. »Es sollte besser niemand sehen, dass du bei mir warst.«

»Ja«, erwiderte Philian mit leicht hochgezogenen Mundwinkeln und ließ sich vom Pferderücken hinabgleiten. Er schien inzwischen Vertrauen gefasst zu haben und wirkte erleichtert, dass Fabien eine Lösung gefunden hatte, bei der ihm keine Konsequenzen drohten. Der Junge musste ja nicht wissen, dass der Prinz sein weiteres Vorgehen noch nicht wirklich durchdacht hatte. »Viel Glück«, flüsterte ihm der Magier zu und stolperte durch das Dickicht davon.

Der Prinz wartete kurz ab, ehe er seine Stute durch den sintflutartigen Regen, zur Stadt trieb.

Verwundert blickte er schon von Weitem auf das offene Stadttor. Von dort kam ihm eine der Wachen des Königs mit einer gegen das Unwetter kämpfenden Fackel entgegen.

»Endlich! Ihr seid zurück, mein Prinz!«

Fabien stieg vom Pferd und sah den graubärtigen Soldaten in seiner schweren eisernen Rüstung fragend an.

»Warum seid Ihr so außer Atem? Was ist geschehen?«

»Wir suchen seit Stunden nach Eurer Frau, mein Prinz. Eine Magd hat ihr Verschwinden gemeldet. Ihr wisst nicht, wo die Prinzessin ist?« Fabien hielt die Zügel in der einen Hand und die andere schützend vor seine Augen. »Ich habe sie heute Morgen zuletzt gesehen.« Er war völlig durcheinander und übergab dem Mann in der schweren Rüstung sein schnaubendes Pferd. »Hier, bringt sie zum Stall!«

Das Nicken des Wachmannes verschwand aus seinem

Blickfeld, das die Burg bereits fest im Visier hatte. Er musste so schnell wie möglich dorthin, um zu erfahren, was geschehen war.

Sein Vater stand mit Alajos diskutierend in der Empfangshalle und erwartete ihn schon. Wild gestikulierend kam er ihm entgegen. »Wo warst du nur?!«, rief er und raufte sich die Haare »Eralie ist weg ... wie vom Erdboden verschluckt!«

»Es ist also wahr? Das kann nicht sein!« Entsetzt blickte Fabien seinen Vater an.

Dieser erwiderte mit einem seinerseits aufgelösten Gesichtsausdruck: »Die Suchtrupps durckämmen die umliegenden Wälder. Fällt dir etwas ein, wo sie sein könnte?«

Kaum hatte König Amanar seinen Satz beendet, rannte Fabien im triefend nassen Gewand zu dem Schlafgemach, in dem er mit seiner Liebsten noch vor einigen Stunden gesprochen hatte. Dort versetzte er der Tür einen solchen Stoß, dass sie an die Wand krachte und mit einem Ruck zurücksprang. Den Unterarm wie in Trance gegen das Holz stemmend, blieb Fabiens Blick auf das leere Bett gerichtet. Seine ganze Hoffnung löste sich in Luft auf. Nach dem Aufeinandertreffen mit Philian hatte er fest daran geglaubt, dass sich jetzt alles zum Guten wenden würde. Dass er Eralie davon berichten könnte, die Lösung für ihre ausweglose Situation gefunden zu haben und sie mit der Schriftrolle zu überraschen. Doch nun breiteten sich wieder Trauer und Verzweiflung in ihm aus, nährten sich an den hoffnungsvollen Gedanken, bis nichts mehr davon übrig war und ließen Fabien mutlos zurück.

Niedergeschlagen nahm er auf dem verlassenen Bett Platz und senkte den Kopf. »Ich hätte an ihrer Seite bleiben

müssen. Es ist meine Schuld!«

»Sag das nicht. Dich trifft keine Schuld.«

Fabien schreckte auf. Er hatte nicht gemerkt, dass sein Vater in der Tür stand und ihn gehört hatte. Der setzte sich zu ihm aufs Bett und versuchte, aufmunternde Worte zu finden. »Du hast nichts falsch gemacht. Wer hätte denn auch ahnen können, dass so etwas am hellichten Tage geschieht?« Mitfühlend legte er ihm die Hand in den Nacken. »Meine Männer durchkämmen bereits das Gebiet. Sie werden sie finden.« Amanar klopfte ihm sanft auf die Schulter und ließ ihn in der Leere des Schlafgemachs zurück.

Fabien blieb auf dem Bett sitzen und starrte nachdenklich auf den Boden. Er zerbrach sich den Kopf darüber, wo Eralie sein konnte. Vielleicht ein Ort, der eine Bedeutung für sie hatte? Oder war es ein Platz, an den sie gemeinsame Erinnerungen teilten? *Denk nach*, versuchte er sich zu einer Antwort zu zwingen, die ihm jedoch verwehrt blieb.

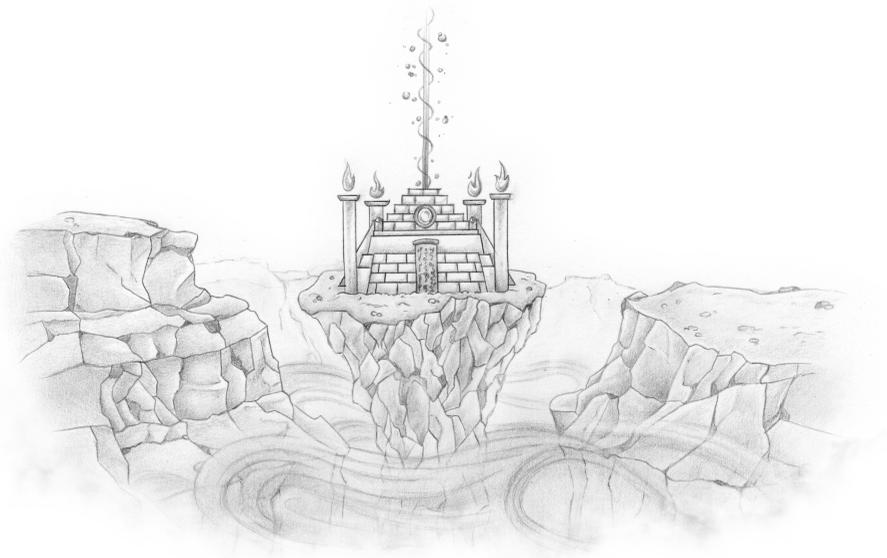


So verging Stunde um Stunde. Das Unwetter hatte sich beruhigt und auch in der Burg wurde es allmählich still. Draußen legte sich feiner Nieselregen wie ein Schleier über die Stadt. Der Suchtrupp war erfolglos zurückgekehrt. Fabien hatte sich nicht vom Fleck gerührt und suchte pausenlos nach einer Erklärung dafür, was passiert sein konnte. Hatte Eralie nicht mit der Schuld leben können, ihm kein gesundes Kind geschenkt zu haben, oder war sie vielleicht sogar entführt worden? Obwohl ihm die Kälte der feuchten Kleider schon unter die Haut gedrungen war und seine Gli-

der steif werden ließ, überlegte er, ob er sich erneut in die Wälder begeben sollte, um selbst nach seiner Frau zu suchen. Der Schlaf mied ihn noch immer und allein die Vorstellung, weiter tatenlos herumzusitzen war unerträglich. Kurz entschlossen raffte er sich auf und verließ abermals die Burg. Einzelne Fackeln, die dem heftigen Regen standgehalten hatten, loderten vor sich hin und tauchten die Stadt in ein trauriges Licht. Fabien ging in den Stall, sattelte seine Stute selbst und ließ sich von den Wachen die Stadttore öffnen.

»Hier, mein Prinz. Nehmt sie, Ihr werdet sie brauchen.« Einer der beiden Soldaten am Tor reichte Fabien seine Fackel.

Dankend nahm er sie entgegen und verschwand in der dunklen Nacht. Bis in die frühen Morgenstunden durchforstete er beinahe jeden Winkel des Umlands, jeden Ort, der für seine Liebste und ihn eine Bedeutung hatte – ohne Erfolg. Letztlich schien ihn sogar das kleiner werdende Licht der Fackel darauf hindeuten zu wollen, dass auch seine Suche erfolglos bleiben würde. Schon bald war es finster um ihn herum. Er warf das abgebrannte Holz in den Wald und beschloss, nach Aalsahir zurückzukehren.



## Eine große Aufgabe

Am nächsten Morgen war die Stadt vom Unwetter der vergangenen Nacht gezeichnet. Der große Marktplatz mit dem runden Steinbrunnen in der Mitte war von Pfützen übersät und unzählige Städter und Bedienstete des Königs waren damit beschäftigt, Strohdächer der Hütten und Ställe zu reparieren.

Auch wenn Fabien erst in den frühen Morgenstunden die Augen zugefallen waren, dachte sein Kopf nicht daran, ihn ausschlafen zu lassen. Sich das Hirn zermarternd verfolgte er das Treiben in der Stadt vom Fenster seines Schlafgemachs aus. Seine Gedanken kreisten unaufhörlich um Eralie. *Das ergibt alles keinen Sinn*, hätte er am liebsten in den wolkenverhangenen Himmel gerufen, stattdessen bohrte er die Fingernägel so tief in seine Stirn, dass sie rote

Abdrücke auf der Haut hinterließen.

*Amalia hatte die Aufgabe, nach ihr zu ... Nein!* Er würde jetzt nicht anfangen, haltlos irgendjemanden zu beschuldigen. Die Magd hatte sich vorhin sowieso kaum getraut, ihm in die Augen zu sehen, als sich herausgestellt hatte, dass sie die Letzte gewesen war, die seine Frau innerhalb der Burgmauer gesehen hatte. Hinzukam, dass sie außerdem berichtet hatte, gestern das leere Bett vorgefunden zu haben.

»Du hast dir nichts vorzuwerfen«, hatte er ihr gesagt und es auch so gemeint. Dass ihn jetzt sein Zorn zu übermannen drohte, war nicht die Schuld der Magd, sondern allein die seine. *Er* hatte die Stadt und damit Eralie im Stich gelassen.

In das Durcheinander in seinem Kopf drängte sich plötzlich das merkwürdige Gefühl, etwas vergessen zu haben. Verbissen kramte er tiefer, immer tiefer, bis es ihm wieder einfiel – *Philian!*

»Die Schriftrolle!«, stieß er schockiert aus und sah sich hektisch im Zimmer um. Stürmisch rannte er zu seinen nassen Kleidern, die zusammengeknüllt in einer Ecke lagen. Feuchter Geruch stieg ihm in die Nase, als er sich auf den Steinboden zu dem Gewand hinunter kniete. Er durchsuchte jedes einzelne Kleidungsstück. *Hoffentlich hab ich sie bei all dem Trubel nicht verloren*, kam es ihm in den Sinn.

»Da ist sie!«, rief er erleichtert und drückte sie an die Brust.

Mit den Fingern versuchte er, die verklebten Ränder zu ertasten. Zitternd rollte er das feuchte Papier aus. Für einen Moment starrte er auf die schwarz gedruckten Symbole. Sie waren ihm absolut fremd und er machte sich keine Hoff-

nung, sie entschlüsseln zu können. Doch er wusste, wer etwas damit anfangen konnte: Merindor. Ohne zu zögern rappelte er sich auf und hastete los.

Er wich auf dem Marktplatz den Pfützen aus und eilte weiter zu der kleinen, abseitsliegenden Lehmhütte, in der der Magier lebte. Dabei widerstand er dem Drang, zu rennen, nur mit Mühe. Er sah sich um, als würde er etwas Verbotenes tun und klopfte an das raue Holz. »Merindor, bist du zu Hause?«

Es dauerte eine Weile, bis sich die Tür mit einem lauten Knarren öffnete und der Zauberer vor ihm stand.

»Fabien«, stieß der Älteste überrascht aus. »Du hättest mich rufen lassen können.« Er machte einen Schritt aus seiner Hütte heraus. »Gibt es etwas Neues von deiner Gemahlin?«

»Nein, noch nichts.«, Fabien schüttelte die sich anbahnende Trauer ab und schluckte.

Merindor nickte verständnisvoll und versuchte ihm wohl, so etwas wie ein Lächeln zu schenken. »Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben.« Seine Augen verengten sich zu Schlitzen. »Du bist aber nicht hier, um über deine Frau zu sprechen, nicht wahr?«

Fabien stockte der Atem. Hatte Philian ihre Begegnung im Wald etwa doch erwähnt? Wusste der Magier bereits über alles Bescheid? Sein Mund wurde trocken, als ihm klar wurde, dass er sich noch keine Erklärung dafür ausgedacht hatte, wo die geheime Formel so plötzlich hergekommen war. Merindor würde ihm wohl kaum glauben, dass *er* sie irgendwo zufällig gefunden hatte. Für einen Rückzieher war es jetzt allerdings zu spät.

Fabien sah sich abermals prüfend um, griff unter sein Leinenhemd und begann zu flüstern. »Ich habe hier etwas, das du dir ansehen musst.« Dann hielt er dem Magier das Schriftstück entgegen.

»Was ist das?« Merindor nahm die Schriftrolle mit skeptischen Blicken an sich.

»Ich hatte gehofft, dass du mir das sagen kannst«, begann Fabien und zermarterte sich das Hirn, um eine Geschichte zu spinnen, die zumindest im Ansatz realistisch erschien. Eines wusste er nämlich genau – sein Wort gegenüber Philian würde er halten. »Eine der Wachen am Stadttor hat es mit der Bitte, es mir zukommen zu lassen, in Empfang genommen. Angeblich soll es mir Antworten zur Geburt meiner Söhne liefern.«

Merindors Blick wurde noch durchdringender. Oder bildete sich Fabien das nur ein, weil er selbst von seinen Worten nicht überzeugt war?

»Hat der Überbringeri seinen Namen genannt?«

*Mist*, unterdrückte er gerade noch so und gab sich nachdenklich. »Der Soldat sagte etwas von einem älteren Mann. Graue Haare, ähnlicher Mantel, wie du ihn trägst ...« Er versuchte, die Reaktion des Magiers zu deuten und hoffte, dass seine Beschreibung auf einen der Ordensbrüder zutraf. Und der Alte schien tatsächlich zu überlegen.

»Montagon?«, warf Merindor einen Namen in den Raum. »Aber woher sollte er von alledem wissen?«

Fabien hatte Mühe sich zu beherrschen, keinen Freuden-sprung zu machen. Jetzt musste er nur dafür sorgen, dass der Magier seinen zweiten Gedankengang nicht weiter verfolgte. »Ich kann später noch einmal nachfragen lassen,

wenn du wünschst. Aber ich muss wissen, ob es wirklich etwas mit der Geburt meiner Kinder zutun hat.«

In diesem Moment verstand er, warum sein Vater es so verabscheute, zu lügen. Auch er konnte Merindor kaum in die Augen schauen. Trotz allem zählte für ihn im Augenblick nur, ob der Junge im Wald die Wahrheit gesagt hatte.

Obwohl der Älteste nicht gänzlich überzeugt schien, bat er Fabien hereinzukommen. Er führte ihn in ein kleines Zimmer, in dem sie auf kippelnden Hockern an einem eckigen Tisch Platz nahmen, der unter den Büchern und Papierstapeln nicht als solcher zu erkennen war. Die Luft war stickig und der feine Staub kratzte Fabien in der Lunge. Ein Feuer im Kamin brachte etwas Licht in den düsteren Raum, dessen Fenster mit alten Leinen verhangen waren. Vereinzelt blitzten die Strahlen der Morgensonne durch die löchrigen Tücher.

Merindor verschaffte sich etwas Platz, indem er mit dem Unterarm einige Bücher beiseiteschob und hörte erst auf, als eines davon mit einem dumpfen Knall auf dem Boden landete. Er entzündete eine Kerze und blickte Fabien nach wie vor skeptisch an. »Dann wollen wir doch mal sehen, was sich hierin verbirgt.« Bedacht, die verklebten Ränder nicht zu zerreißen, begann er, das vergilbte Papier auszurollen.

Fabiens Bein wippte nervös auf und ab. Warum ließ sich Merindor nur so viel Zeit?

Konzentriert studierte der Älteste die geschriebenen Symbole und lugte mehrmals argwöhnisch über den Papierrand zu ihm. Mit den Fingern rieb er dabei an dem leicht feuchten Pergament und murmelte vor sich hin. »Das ist interessant.«

»Weißt du, was das ist, Merindor?«, wollte Fabien ungeduldig wissen. Sein Bein hatte sich inzwischen selbstständig gemacht und federte so extrem, dass sogar der Hocker mit wackelte.

Der Magier legte das Schriftstück zurück auf den Holztisch neben die flackernde Kerze. »Was du mir da gebracht hast, Fabien, ist eine Abschrift aus dem heiligen Buch des mormorischen Ordens.« Er runzelte die Stirn und nickte. »Sie enthält in der Tat eine mächtige Zauberformel, die dir helfen kann.«

Fabiens Pupillen weiteten sich. »Ist das dein Ernst, Merindor?«

»Ja, so ist es. Allerdings benötige ich dazu noch etwas, das leider nur sehr schwer zu bekommen ist.«

»Egal was es ist, ich werde dir besorgen, was immer du brauchst«, rief Fabien voller Tatendrang.

Merindor hob die Hand und mahnte ihn zur Zurückhaltung. »Hör zuerst, was ich dir zu sagen habe.« Seine Mimik wurde ernst. »Die Rede ist nicht von etwas, das irgendwo am Wegesrand zu finden ist.« Er beugte sich näher zu Fabien und betonte die folgenden Worte besonders deutlich. »Die Formel verlangt nach dem Herzen eines heiligen Luraga-Drachari aus den Bergen Mormoras.« Die erhobene Hand des Magiers wickelte sich um seinen mahnenden Zeigefinger. »Und dieses wird dir der Drachari nicht einfach so überlassen.«

Fabien musste schlucken und verstand plötzlich, warum Merindor seine Euphorie nicht teilte. Es gab viele Sagen von tapferen Rittern, die in Schlachten gegen die heiligen Drachari gezogen und nie wieder zurückgekehrt waren. Was, wenn ihn das gleiche Schicksal ereilte? Denn obwohl er sich

noch ab und an mit dem Leibwächter seines Vaters im Training maß, war er kein draufgängerischer Abenteurer oder gar Drachentöter. Doch er hatte seinen Entschluss gefasst. Diese ständige Hilflosigkeit war unerträglich. Endlich konnte er selbst etwas unternehmen, um das Schicksal zu wenden. »Mir ist bewusst, dass es wahrscheinlicher ist, bei dem Versuch zu sterben, als mit einem Drachariherzen zurückzukehren«, sagte er, nachdenklich in das Licht der Kerze starrend, ehe er wieder zu seinem Gegenüber aufblickte. »Aber sieh mich an, Merindor. Vor drei Tagen dachte ich noch, Aalsahir einen Thronfolger präsentieren zu können. Ich dachte, mein Vater könnte stolz auf mich sein. Auf mich und meine Familie, die in neunter Generation unser Land in eine große Zukunft führen würde.« Fabiens Kinn begann zu zittern und seine Hand war so krampfhaft zur Faust geballt, dass die Knöchel weiß hervortraten. »Und jetzt? Wo stehen wir jetzt?! Wir sind gezwungen hinter verschlossenen Türen irgenwelche geheimen Absprachen zu treffen und mein Vater muss dafür gerde stehen und die Städter belügen.« Seine Augen wurden glasig. »Man verlangt von mir, eines meiner Kinder zu opfern, ohne zu wissen, ob das andere leben wird. Meine Frau ist spurlos verschwunden. Ich habe euch alle enttäuscht.« Fabien presste die Lippen aufeinander. »Und endlich, endlich kann ich etwas tun, das nicht allein der Zufall bestimmt!«

Der Prinz wischte sich über die Augen und beobachtete Merindor, bei dem er ein zaghaftes Nicken zu erkennen glaubte. Der Magier fokussierte ihn seinerseits und legte ihm die Hand um seine verkrampten Finger. »Du könntest bei dem Versuch dein Leben verlieren.« Seine Stimme klang

weich, obwohl eine gewisse Eindringlichkeit weiter mit schwang. »Denk an deinen Vater, deine Kinder und ja, auch an Eralie. Was wenn du am Ende derjenige bist, um den wir trauern?«

Fabien nahm die Worte des Magiers zwar wahr, schenkte ihnen jedoch keine Bedeutung. Er hatte seine Entscheidung getroffen und erhob sich. »Dieses Risiko werde ich eingehen, Merindor. Ich kann nicht tatenlos herumsitzen und nur darauf hoffen, dass sich alles zum Guten wendet.«

Gerade als Fabien zurück zur Tür gegangen war und die Hand nach der Klinke ausstreckte, erhob sich der Älteste. »Warte«, forderte er ihn auf. »Ich weiß, dass es im Moment so scheint, als hättest du eine Lösung für deine Probleme gefunden. Aber ich kann dir trotz dieser Formel letztlich keine Garantie dafür geben, dass am Ende alles gut gehen wird.«

Fabien nickte und verließ die Lehmhütte. Gab es doch noch Hoffnung für ihn? So schien es zumindest in diesem Moment.

Tatsächlich hallten die Worte des Magiers nach, als er zurück in der Burg seinen Vater aufsuchte, um ihm von seinem Vorhaben zu berichten.

Dieser hielt sich in der Eingangshalle auf und besprach etwas mit Alajos und einigen Soldatari, als er seinen Sohn bemerkte. Er wandte sich von dem stattlichen Leibwächter ab und kam ihm entgegen. »Du kommst gerade von Merindor?«

Fabien ging nicht darauf ein und antwortete mit einer Gegenfrage. »War der Suchtrupp erfolgreich?«

König Amanar schüttelte ernüchert den Kopf. »Nein, mein Sohn, es fehlt immer noch jede Spur von Eralie.«

Wenn er ehrlich zu sich war, hatte Fabien bereits mit dieser Antwort gerechnet, es zu hören, versetzte ihm einen Stich ins Herz. Er sah hinüber zu Alajos, in der Hoffnung, dieser würde seinen Vater im nächsten Moment berichtigen – vergebens.

Der Leibwächter senkte sein Haupt entschuldigend und trat einen Schritt zurück.

Amanar wollte tröstend die Hand nach ihm ausstrecken, da ergriff Fabien sein Handgelenk und sah ihm verbissen in die Augen. »Ich brauche kein Mitleid. Und ich werde nicht länger nur abwarten!«

Schonungslos begann er zu erzählen, was er sich vorgenommen hatte. Auch wenn er kurz daran dachte, sein Vorhaben zu verharmlosen, brachte er es nicht über sich, seinen Vater zu belügen.

Dem König stand ins Gesicht geschrieben, dass ihm bei der Vorstellung, seinen Sohn ziehen zu lassen, angst und bange wurde. Vor Jahren hatte er seine geliebte Frau verloren. Während ihrer langen Krankheit hatte auch *er* nichts unversucht gelassen, um ihr Leben zu retten.

Fabien sah, wie sehr es in seinem Vater arbeitete. Nach seiner Frau wollte dieser seinen Sohn nicht auch noch verlieren – sein einziges Kind, indem seine geliebte Lidmaya weiterlebte. Fabien wusste jedoch ebenso, dass niemand sonst seine Beweggründe besser verstand, als er. Jetzt lag es an ihm, weitere Überzeugungsarbeit zu leisten. Doch er kam lediglich dazu, Luft zu holen, als sein Vater das Wort ergriff.

»Ich weiß, dass ich dich nicht davon abhalten kann. Diesen Sturkopf hast du von deinem alten Herrn.« Er schmunzelte, machte eine kurze Pause und wurde ernst.

»Ich stelle jedoch zwei Bedingungen. Erst dann hast du meine Erlaubnis, das Königreich zu verlassen.«

Neugierig erwartete Fabien die Forderungen seines Vaters. »Sagt mir, was Ihr wünscht.«

»Es dauert noch etwa vier Tage, bis meine Leute von den Grenzgebieten zurück sind, wo sie nach Eralie suchen. Ich will, dass Bregla und Juhl dich begleiten. Sie waren schon am Luraga-Plateau und kennen sich dort gut aus.« Amanar trat näher an ihn heran und klang ungewohnt streng. »Außerdem ist es deine Pflicht dafür zu sorgen, dass deine Kinder während deiner Abwesenheit gut versorgt sind. Wenn du dich daran hältst, lasse ich dich ohne Wenn und Aber im Morgengrauen des fünften Tages ziehen.«

Fabien nickte sein Einverständnis und begab sich in seine Gemächer. Die Worte seines Vaters bedeuteten ihm viel und er würde sich deren nicht widersetzen.



Die Tage vergingen und mit ihnen schwand Fabiens Hoffnung, seine geliebte Frau jemals wiederzusehen. Die angekündigte Rückkehr des Suchtrupps hatte daran nichts geändert, denn auch die Männer und Frauen des Königs waren mit leeren Händen in Aalsahir angekommen.

Die Sonne war schon untergegangen. Fabien trottete den mit Kerzen beleuchteten Flur entlang zum Zimmer seiner Kinder. Er hatte die Magd Amalia unmittelbar nach dem Gespräch mit seinem Vater darum gebeten, sich um seine Söhne zu kümmern, solange er unterwegs war. Gleich würde er seine Kleinen das letzte Mal sehen, bevor er sich

auf die Reise ins Ungewisse begab. Den Türgriff noch umschlossen, bemerkte er Amalia, die ihm auf leisen Sohlen entgegentrat. »Schlafen sie schon?«, flüsterte er ihr zu.

»Ja, mein Prinz. Aber kommt nur herein«, antwortete sie sanft.

Vorsichtig ließ er die Tür ins Schloss fallen und näherte sich der hölzernen Wiege, in der die Kinder lagen. Wehmütig sah er sie an und streichelte über ihre kahlen Köpfe. »Es wird alles gut werden. Ich werde bald zurück sein.«

Die Wärme in seiner Brust ließ ihn nachdenklich werden. Hatte er wirklich die richtige Entscheidung getroffen? Was, wenn seine Kinder ohne Vater aufwuchsen? Wenn ihr Großvater nicht in der Lage war, sich zu kümmern, weil er den Tod seines eigenen Sohnes zu verkraften hatte? Was, wenn Eralie zurückkam, er selbst aber nicht? Doch für ihn gab es kein Zurück mehr. Er schüttelte die Zweifel ab und wandte sich an Amalia: »Denkst du, dass du zurecht kommst, oder benötigst du noch irgendetwas?«

Die Magd nickte und schenkte ihm ein Lächeln. »Seid unbesorgt, mein Prinz. Es wird ihnen an nichts mangeln.« Amalia stieß einen unterdrückten Laut aus, der ihr im Halse stecken blieb. Sie sah zu Boden und nestelte an ihrer Schürze herum.

»Was hast du?«, fragte Fabien.

Amalia zierte sich, hob dann aber vorsichtig den Blick und erwiderte: »Verzeiht die Frage, mein Prinz. Ich weiß, es steht mir eigentlich nicht zu, so etwas zu fragen«, begann sie. »Aber wie soll ich Eure Kinder nennen, falls ihr nicht zurückkehrt?«

Das warme Gefühl in Fabien verschwand und wich

wieder dem Dolch in seinem Herzen. Die Frage kam für ihn völlig unerwartet. Es war, als würde Amalia die Klinge mit kreisenden Bewegungen noch tiefer hineinstoßen.

Er erinnerte sich daran, dass er und Eralie sich eines Namens schon sicher gewesen waren. Sie hatten nicht geahnt, dass sie einen Zweiten brauchen würden.

»Keine Sorge. Ich werde zurückkommen«, versuchte er die Frage im Keim zu ersticken. Er würde den Namen nicht über die Lippen bringen - noch nicht.

Er blickte zu seinen Kleinen hinüber und schluckte den Klos im Hals hinunter. Amalia hatte einen wunden Punkt angesprochen, der ihn härter traf, als er für möglich gehalten hatte. Ehe sie ein zweites Mal fragen konnte, nickte er ihr freundlich zu und verließ das Zimmer.

Ein paar Türen weiter machte er erneut halt. Es war das Schlafgemach seines Vaters. Bevor er klopfte, versuchte er sich zu fangen, seine Gedanken zu ordnen und selbstsicher zu wirken. Dann hob er die Hand.

»Herein«, hallte es aus dem Zimmer.

Der König hatte sich in seine Schlafrobe aus Seide gehüllt, in der er aussah wie ein geschorener Braunbär, der leicht golden glitzerte. Er räusperte sich und nahm auf einem karminrot gepolsterten Stuhl Platz.

»Ich habe alles getan, worum Ihr mich gebeten habt«, sagte Fabien mit zurückhaltender Stimme und setzte sich auf das in Gold gerahmte Bett.

»Ich weiß, keine Sorge, ich werde nicht versuchen, dich umzustimmen.« Amanar stützte die Ellbogen auf den Knien ab und faltete die Hände. »Und da ich dich nicht von deinem Vorhaben abhalten kann, ist es mir nur möglich

dafür zu sorgen, dass du heil zurückkommst. Deshalb wird mein treuer Leibwächter Alajos mit dir gehen, um dir zur Seite zu stehen.«

»Ist das Euer Ernst, Vater?«

Der König nickte. »Ja, mein Sohn. Er ist der tapferste Soldat und der geschickteste Schwertkämpfer, den ich je an meinem Hof hatte. Er wird dich begleiten.«

Fabien lächelte. Seitdem sein Vater Alajos zum Leibwächter ernannt hatte, war dieser praktisch nie wieder von seiner Seite gewichen. Teilweise hatte es sich sogar so angefühlt, als hätte Fabien mit Alajos einen älteren Bruder bekommen, so allgegenwärtig wie er war. Dass sein Vater den treuen Soldaten nun mit ihm auf die Reise schickte, machte noch deutlicher, wie groß seine Angst um ihn war.

»Ich danke Euch. Es ist mir eine Ehre«, erwiderte Fabien gerührt.

»Wir treffen uns im Morgengrauen am Stadttor, mein Sohn.« Amanar sah ihn lange an und drehte sich abrupt weg. »Und jetzt solltest du etwas schlafen, mein Sohn. Du hast eine beschwerliche Reise vor dir.«

Fabien stand auf und zog sich in seine Gemächer zurück. Seine aufreibenden Gedanken hielten ihn, wie schon die Nächte zuvor, lange wach. Es war ein Wechselbad der Gefühle. Die Trauer um Eralie, die Wehmut darüber, seine Kinder zurückzulassen, und die Angst davor, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. *Schluss damit*, schob er die Zweifel beiseite. Er würde jetzt keinen Rückzieher mehr machen.



Es brauchte noch das Licht der Fackeln und Kerzen, um sich in den Fluren der Burg zurechtzufinden, als Fabien sich am frühen Morgen zum Treffpunkt aufmachte.

»Seid Ihr bereit, mein Prinz?« Eine entschlossene Männerstimme hallte durch die Eingangshalle der Burg.

Fabien drehte sich um und sah den dunkelhaarigen Leibwächter in einer silbernen Rüstung vor sich stehen. Er war etwas größer als er und strotzte vor Kraft. In seinen braunen Augen funkelte die Vorfreude auf das anstehende Abenteuer.

»Guten Morgen, Alajos. Es freut mich, dass du mich begleitest.«

»Stets zu Diensten. Ich war soeben in der königlichen Waffenkammer.« Alajos deutete auf die enge Wendeltreppe, die hinab in die Katakomben führte.

Fabien blickte an seiner Rüstung hinunter und legte die Hand an den Griff des Schwertes, dessen Klinge schon seit Jahren nicht mehr mit Blut getränkt worden war.

»Keine Sorge, mein Prinz. Ich weiß, dass Ihr es in den letzten Duellen nicht mit mir aufnehmen konntet.« Sein rechter Mundwinkel zuckte. »Aber lasst Euch versichern. Dem Drachari wird es nicht anders ergehen.«

*Es wirkt fast so, als könntest du es kaum erwarten,* dachte sich Fabien und schmunzelte.

Sie ließen sich ihre Pferde aus dem Stall bringen und gesellten sich zu den Soldatari, die am Stadttor in Reih und Glied auf sie warteten. König Amanars und Merindors Silhouetten schälten sich ebenfalls aus dem Nebel, der zur frühen Stunde noch zwischen den Bergen hing.

Der Magier trat Fabien entgegen und verbeugte sich. »Sei auf der Hut. Die Reise birgt viele Gefahren.« Er hielt kurz

inne und holte unter seinem Mantel ein Holzkästchen mit rostigen Scharnieren hervor. Neben einem Dolch, an dessen Griff eine blutrote Kristallkugel schimmerte, reichte er Fabien die Schatulle und fuhr fort. »Allein mit dieser Klinge darfst du das Herz aus der Brust des Drachari schneiden, sonst ist alles vergebens. Bewahre das Herz in diesem Kästchen auf und bring es mir. Dann ist deine Arbeit getan.«

»Ich danke dir, Merindor«, antwortete Fabien und nahm die Utensilien an sich. Danach wandte er sich seinem Vater zu.

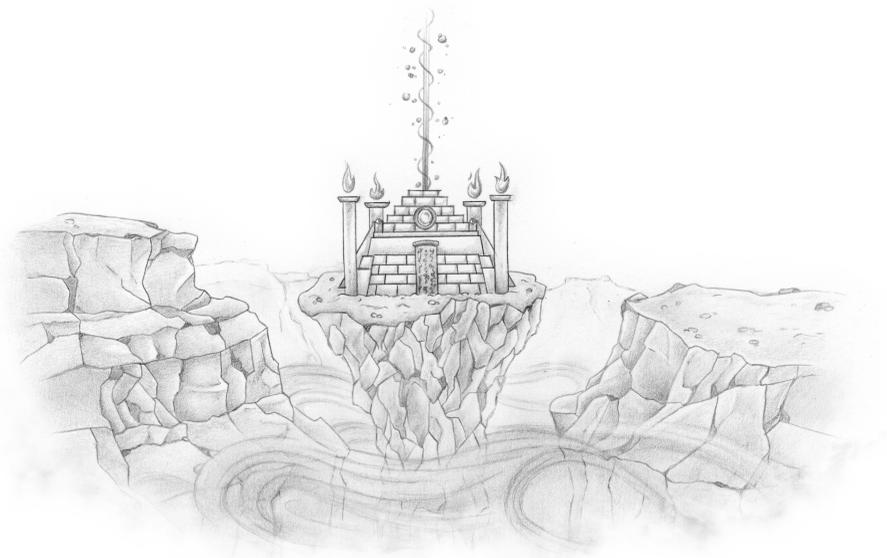
Dieser trat ihm wehmütig entgegen und lächelte verhalten. »Nun ist es so weit, mein Sohn. Ich hoffe, du kehrst bald zurück.« Er packte ihn an den Oberarmen. »Pass auf dich auf. Ich liebe dich, mein Sohn.«

»Ich liebe Euch auch, Vater, macht Euch keine Sorgen, es wird alles gut«, versuchte Fabien ihn zu trösten und umarmte ihn herzlich.

Schließlich schritt er zu seiner Stute und schwang sich auf den Sattel. Erst jetzt, hoch zu Ross, wurde ihm bewusst, dass er das alles vielleicht nie wiedersehen würde. Sein Zuhause, seinen Vater, seine Kinder, seine Frau. Noch immer hoffte er, dass sie während seiner Abwesenheit auftauchen und auf ihn warten würde. Er versuchte, die Zweifel und die Angst, die in ihm aufkeimten, zu ersticken und an den Erfolg seines Vorhabens zu glauben. Das erste Mal beschlich ihn das Gefühl, als müsste es so sein, als wäre diese Aufgabe für ihn vorherbestimmt gewesen.

»Auf die Pferde!«, rief er entschlossen und ritt gefolgt von den anderen davon.

Amanar stand mit Merindor vor dem Stadttor und sah seinem Sohn, der im Nebel der kalten Morgenluft verschwand, noch eine Weile hinterher. Er hatte ihn ziehen lassen und wusste, dass er Fabiens Entscheidung respektieren musste, auch wenn ihm nun eine quälende Zeit bevorstand. Nur langsam konnte er seinen Blick lösen.



## Die Gestalt im Schatten

Sie hatten Aalsahir schon lange hinter sich gelassen, ehe sie die Pferde am Fuße der Berge halt machen ließen. Die Sonne stand ihnen im Rücken und färbte die Gipfel in einem sanften goldenen Ton, als würde sie ihnen dort oben eine friedliche Wanderung prophezeien.

Fabien aber wusste, dass es keineswegs so sein würde. »Die Pferde werden die Wege schon bald nicht mehr bezwingen können«, sagte er. »Wir werden sie in Tarula unterbringen. Mein Vater hat dort ein gutes Verhältnis zu den Dörfleri.«

»Ich geleitete des Öfteren die Waren des Königs dorthin«, nuschelte einer der älteren Soldatari unter seinem grauen Bart hervor. »Ich kann das übernehmen.«

»Hab vielen Dank«, erwiderte Fabien ohne zu zögern und

wandte sich der Allgemeinheit zu. »Bindet die Pferde aneinander«, befahl er seinen Leuten und richtete das Wort abermals an den Vollbärtigen. »Wartet dort auf uns. Solltet ihr bis zum nächsten Vollmond nichts von uns hören, begeben euch zurück nach Aalsahir.«

»Jawohl, mein Prinz.« Sein Gegenüber nickte und stieg von seinem Pferd. Fabien hatte schon in Aalsahir Sorge um den in die Jahre gekommenen Herrn gehabt. Er wusste, dass sein Vater ihn ausgesucht hatte, weil er ein äußerst präziser Bogenschütze war, dabei hatte er aber wohl nicht an den steilen und felsigen Aufstieg gedacht. Fabien war daher ziemlich erleichtert, dass er ihm diese Aufgabe zukommen lassen konnte.

Nachdem die Zügel ineinander verknotet waren, machte sich der Soldat auf nach Tarula.

Als das Klappern der Hufe verstummt war, ballte Fabien die Fäuste und sah hinauf zu den felsigen Gipfeln. Irgendwo dort oben würde er auf den Drachari stoßen, der sein Leben geben musste, um das seiner Söhne zu retten. Fabien wandte sich seinen knapp zwei Dutzend Männern und Frauen zu und ließ seinen Blick über sie schweifen. »Ich danke euch, dass ihr hier seid und mir zur Seite steht«, zollte er ihnen seinen Respekt. »Ich verlange von keinem von euch mich zu beschützen oder sein Leben für mich zu geben. In dieser Schlacht bin ich einer von euch. Gemeinsam werden wir erfolgreich sein. Wir werden diesen Ort nicht mit leeren Händen verlassen.«

Die Soldatari jubelten ihm zu und traten voller Elan den Aufstieg zum Luraga-Plateau an. Es machte den Anschein, als würden sich die meisten der Abenteureri auf die Aus-

einandersetzung mit den heiligen Drachari freuen, ihr sogar richtig entgegenfiebern.

Nach einigen Stunden beschwerlichen Aufstiegs legte sich die anfängliche Euphorie jedoch schnell. Die Wege wurden steiler und die Kraftreserven waren aufgebraucht. Wie eine Karawane, die in der trockenen Wüstenlandschaft von Scorbä die letzten Wasserreserven verbraucht hatte und nun mit müden Knochen nach kühlem Nass lechzte, schleppten sie sich an den Hängen entlang.

Schwer atmend hielt Fabien, die Hände auf den Knien abgestützt, an. Gefesselt von dem satten Abendrot, das wirkte, als würde am Horizont eine riesige Stadt in Flammen stehen und den gesamten Himmel färben, drifteten seine Gedanken plötzlich ab. Er bildete sich ein, Eralies Gestalt in den Wolken auszumachen, wie sie mit den Kindern im Arm auf ihn wartete. Wehmut machte sich breit, sein Herz wurde schwer. Als er sich langsam aufrichtete, kam ihm Amalias Nachfrage in den Sinn, sie hatte sich ganz ohne Vorwarnung aufgedrängt. Konnte es tatsächlich sein, dass er nicht mehr nach Hause kommen würde?

»Ist alles in Ordnung?«, riss Alajos ihn aus seiner Trance.

»Natürlich«, nickte Fabien ab. »Ich brauchte nur einen Moment Pause. Eure Geschwindigkeit ist bemerkenswert.« Er lachte und steckte die Männer und Frauen damit an, was gut war. Die Soldatari waren wieder motiviert und keiner würde ihm noch irgendwelche unangenehmen Fragen stellen. Mit einem sanften Lächeln lugte er dorthin, wo er seine Liebsten gesehen hatte und folgte den anderen die Felsen hinauf.

Es dauerte nicht lange und die Kräfte ließen endgültig

nach. Es wirkte so, als hätten die Männer und Frauen parallel zum schwindenden Tageslicht ihre letzten Reserven verbraucht. Zudem waren die Schatten spendenden Bäume, im Laufe der vergangenen Stunden, grauen Felsen gewichen, die das Umland noch trockener wirken ließen.

»Wir machen hier Halt,« wies Fabien die Soldatari an. »Dort drüben finden wir unter den Felsen Schutz.« Erschöpft von dem langen Aufstieg, sah er über die Täler hinweg, wo er seine Heimat wusste. Seit der Erscheinung seiner Familie hatten ihn die Bilder nicht mehr losgelassen. Die Ungewissheit darüber, was mit seiner Frau geschehen war, fraß ihn innerlich auf. Würde er sie je wieder sehen? Hatte man sie inzwischen vielleicht sogar schon gefunden?

»Ich werde Wache halten«, rief er seinem Gefolge zu, das die schweren Waffen und Rüstungen stöhnend auf den stauartigen Boden sinken ließ oder an die Steinwände lehnte.

»Das kann ich doch machen«, schlug Alajos vor.

»Nein, ich mache das«, entgegnete Fabien, ehe der Leibwächter fortfahren konnte. »Deine Fähigkeiten im Schwertkampf sind so viel wertvoller als die meinen.« Er klopfte ihm gegen den Oberarm. »Ruh dich aus. Noch wirkt alles ruhig. Die Drachari nisten erst weiter oben.«

Alajos nickte zögernd und verbeugte sich. Er respektierte die Entscheidung des Prinzen und entledigte sich ebenfalls seiner Waffen.

Fabien ließ sich auf einer Felsformation nieder, die unweit seiner schnarchenden Gefährten eine gute Sitzgelegenheit anbot. Mit der Ruhe meldeten sich seine Glieder, die von der Anstrengung schmerzten. Er legte die Hand auf den Oberschenkel und massierte den kribbelnden Muskel mit

seinen Daumen.

*Komm schon, bleib wach*, ermahnte er sich, nachdem er eine Weile ohne Gesellschaft auf den Steinen gesessen hatte. Die Schmerzen waren einer bleiernen Müdigkeit gewichen, die auch seine schwer werdenden Lider heimsuchte. Ein Schlag ins Gesicht ließ die Sehnsucht nach einem erholenden Schlaf zurückweichen. Seine Wange pochte und Fabien wunderte sich, dass er doch noch so bei Kräften war. Er schüttelte sich und zog sein Schwert aus der Scheide. Sein Blick fiel auf die Spiegelung des leuchtenden Mondes auf der Klinge. Er atmete tief durch und sah zu der runden Scheibe empor, die inzwischen Mühe hatte, die Schatten der Nacht fernzuhalten. Die Geräusche des Tages waren lange verstummt. Leises Schnarchen drang durch das Gebirge und erinnerte Fabien daran, wie dringend auch er Schlaf nötig gehabt hätte. Doch das schlechte Gewissen, dass die Soldatari, von denen selbst viele Familie hatten, für seine in den Kampf zogen, ließ ihn durchhalten. Er wusste, dass sie alle, trotz seiner Ansprache, ihr Leben für ihn geben würden. Wenn sie ausgeschlafen und vorsichtig waren, kam es hoffentlich nicht zu einer Situation, die dieses Opfer erforderte. Es war allerdings nicht von der Hand zu weisen, dass sie gegen mächtige Wesen antraten, die einigen von ihnen ganz sicher den Tod bringen würden; vielleicht sogar ihm.

Das Geräusch von rieselnden Steinen riss ihn aus seinen Gedanken. »Hallo?«, rief er und ärgerte sich. Warum sollte ihm ein Angreifer antworten? *Was, wenn es ein Drachari ist*, dachte er und horchte in die Nacht hinein.

Fabien griff nach seinem Schwert und hielt es vor sich. Er überlegte, ob er Alajos wecken sollte, entschied sich aber

dagegen. Falls es sich lediglich um lose Steine handelte, würde er sich nur der Peinlichkeit preisgeben. Auf leisen Sohlen schlich er dorthin, wo er geglaubt hatte, das Geräusch gehört zu haben. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Er versuchte, die Angst zu unterdrücken, den Atem zu entschleunigen und sich zu fokussieren. Für einen Moment gelang es ihm, ehe ein zweiter Schwall rollender Steine ihn zusammenzucken ließ. »Ruhig, ganz ruhig«, flüsterte er sich zu, um die Anspannung im Zaum zu halten. Die Klinge reflektierte den Mond und blendete Fabien für den Bruchteil einer Sekunde. Als sich seine Augen wieder der Dunkelheit angepasst hatten und unweit vor ihm eine Gestalt erkannten, hallte ein metallischer Knall durch die Schlucht. Ohne den Blick abzuwenden, bückte sich Fabien nach dem Schwert. Zielstrebig richtete er die Spitze auf den dunklen Umriss. »Wer seid Ihr?«, wollte er wissen und tastete sich vorsichtig an den Unbekannten heran. »Gebt Euch zu erkennen.«

»Verzeihung, ich wollte niemandem Angst machen«, antwortete eine raue Stimme aus dem Dunkeln.

Der Prinz kniff die Augen zusammen und ging einen weiteren Schritt nach vorne. Seine Finger verkrampften sich um den Schwertgriff. »Sollte ich Euch kennen?«

»Wie ich bereits sagte, tut es mir außerordentlich leid«, erwiderte sein Gegenüber abermals. »Und nein, Ihr kennt mich nicht. Aber gewiss doch unseren gemeinsamen Freund Philian.«

Der vertraute Name beruhigte ihn ein wenig. Sein Herzschlag verlangsamte sich. »Ja natürlich«, bestätigte er. »Schickt er Euch? Wie ist Euer Name?«

»Macht Euch keine Sorgen. Ihr müsst meinen Namen nicht wissen.« Die Gestalt im Schatten hob eine Hand. »Ich muss nur kurz etwas erledigen, dann bin ich auch schon wieder weg.«

Ehe Fabien die Möglichkeit hatte, nachzufragen, was damit gemeint war, spürte er ein schmerzhaftes Stechen in seiner Brust. Frostige Kälte breitete sich über seinen ganzen Körper aus. Dumpfes Stimmengewirr drang an sein Ohr und isolierte sein Bewusstsein von der Wirklichkeit. Ein letzter Impuls zwang ihn zur Flucht, doch seine Gliedmaßen verkrampften sich, unfähig sich zur Wehr zu setzen. Was geschah mit ihm? *Amalia hatte recht*, war das Letzte, was ihm durch den Kopf ging, ehe eine Stimme aus dem Nebel aufklarte.

»Ihr habt nichts zu befürchten. Ich werde auf Euch Acht geben. Sorgt Euch nicht um die Drachari. Unter meiner Aufsicht kann Euch nichts geschehen. Besorgt das Herz. Kehrt danach zurück und lebt Euer Leben weiter, als wäre alles so, wie es auch vor Eurem Aufbruch war. Ich werde Euch wissen lassen, wenn ich Euch wieder brauche. Und bis dahin werdet Ihr mich nie, niemals in Frage stellen.« Mit einem unsanften Ruck wich die Kälte einer lähmenden Schwere. »Enttäuscht mich nicht«, vernahm Fabien die Stimme des Fremden, bevor er die Kontrolle über seinen Körper verlor und zu Boden sackte. Dort schlug er mit dem Kopf auf und versank in der Dunkelheit.